



Wir müssen noch einmal über das Schreiben reden

Zur Reform der Rechtschreibung, Stefan Stirnemann, St. Gallen

Im Gespräch über die Rechtschreibreform gerät man als Gegner schnell in ein ungünstiges Licht: «Das ist ein besserwissender Bildungsbürger, ein beckmessernder Oberlehrer, der einen Puls hat, dünn wie ein Kommastrichlein, im Kopf kein Gehirn beherbergt, sondern den Duden (jeweils die neueste Auflage, und wie **knispert** die trockenen Seiten, wenn der Oberlehrer in zornigem Ernst einherschreitet), der nicht liest, *was* geschrieben ist, sondern *wie* es geschrieben ist, und in diesem *Wie* nur Fehler findet.» Aber auch die Vertreter dieser Reform müssen einstecken, und die Zeit wird zeigen, wer nach Verdienst eingesteckt hat; unterdessen reden wir von den Sachen.

Für unsere Schulen ist nach wie vor der Duden das verbindliche Nachschlagewerk. Nun ist Ende August ein neuer erschienen, bereits der dritte seit Beginn der Reform: Er ändert in vielen hundert Fällen das, was unsere Schülerinnen und Schüler seit 1996 eingeübt haben; so ist neben «Es tut mir Leid» nun plötzlich «Es tut mir leid» wieder richtig. Mit dem neuen gelben Band sind auch ganz neue Schulbücher und Unterrichtshilfen überholt. Da aber diese Änderungen die Schwierigkeiten der Neuregelung nicht lösen, werden wir, wenn es so weitergeht, in absehbarer Zeit von einer weiteren Überarbeitung Kenntnis nehmen müssen. Das Vorgehen der Reform ist einerseits zu teuer; der Kanton St. Gallen müsste jetzt allein für seine Oberstufe etwa 15'000 neue Duden

kaufen und hätte für rund 400'000 Franken ein Buch, das seinem Vorgänger aus dem Jahr 2000 in unüberschaubar vielen Fällen widerspricht und das selber keine lange Geltung haben wird. Andererseits greift die Neuregelung auch in ihrer neuesten Fassung in unseren Wortschatz ein.

Zwei Beispiele: Das Wort *jedesmal* ist alt. Kaspar Stieler hat es 1691 in seinen «Teutschen Sprachschatz» aufgenommen, und es wird heute noch verwendet, z. B. auf der Seite 69 im Schulbuch «Treffpunkt Sprache». Hier ist es allerdings unrechtmässig im Gebrauch; das Buch erscheint in neuer Rechtschreibung, und nach ihr ist nur noch *jedes Mal* richtig. Vom Schuljahr 2005/2006 an muss die «alte Schreibung» *jedesmal* als Fehler gewertet werden. Warum schreiben die doch geübten Verfasser eines Lehrbuchs im achten Jahr der Reform eine Kleinigkeit wie *jedes Mal* immer noch «falsch»? Weil viele der neuen Regeln dem Sprach- und Schreibgefühl widersprechen und ganz vertraute Wörter verschwinden lassen. Warum soll es ein Wort wie *die Handvoll (Hampfle)* nicht mehr geben? An einer Bildung wie dieser lässt sich den Schülerinnen und Schülern die Sprachwirklichkeit zeigen: die Sprache entwickelt ihre Wörter oft wild, rätselhaft, in lebendiger Unübersichtlichkeit. Daran nimmt nur Anstoss, wer die leblose Ordnung des Kasernenhofs zum Ziel hat.

Was wollten die Reformen eigentlich? Die Reformkommission schrieb in ihrem vierten

Bericht (November 2003): «Es war erklärtes Ziel der Neuregelung, den Schreibenden wieder die Möglichkeit zu geben, allein aufgrund der Anwendung der Rechtschreibregeln zu richtigen Wortschreibungen kommen zu können. Demgegenüber verlangte die frühere Regelung ein häufiges Nachschlagen im Wörterbuch.» Wenige Zeilen davor steht allerdings: «Unsicherheiten, die sich unmittelbar im Anschluss an die Einführung der Neuregelung in den Neuauflagen der Wörterbücher zeigten, hatten ihren Ursprung u. a. darin, dass es bis zum März 1997, als die Zwischenstaatliche Kommission ihre Arbeit aufnehmen konnte, keine offizielle Regelauslegung gab.» Wie sollen Schüler Regeln anwenden, für welche erfahrene Wörterbuchredaktionen eine «offizielle Auslegung» nötig haben? Und wann in der Geschichte der Rechtschreibung ist je in so vielen Nachschlagewerken geblättert worden wie in den letzten acht Jahren? Die Reform hat ihr Ziel nicht erreicht.

Was ist jetzt nötig? Behörden und Schulen müssen gemeinsam die Lage beurteilen und einen Ausweg finden. Es ist jetzt nicht die Zeit für Vorwürfe und Schuldzuweisungen. Die folgenden Seiten vermitteln die nötigen Kenntnisse.

Der Verfasser ist Lehrer am Gymnasium Friedberg, Gossau (SG) und Mitglied der Forschungsgruppe Deutsche Sprache

Der neue Duden – eine Besprechung

Von Christian Dörner, Erlangen

Am 28. August 2004 erschien die 23. Auflage des Rechtschreibdudens. Als sie bearbeitet und druckfertig gemacht wurde, ahnte niemand in der Dudenredaktion, welche Diskussion sich um die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung im Sommer 2004 entwickeln würde. Der Spiegel- sowie der Springer-Verlag haben inzwischen die Rückkehr zur bewährten Orthographie angekündigt, andere Zeitungen wie die Süddeutsche Zeitung oder der Rheinische Merkur wollen folgen. Der neue Duden kommt daher zu einem sehr ungünstigen Zeitpunkt für die stark erschütterte Reform, die in der jetzt erschienenen Auflage weiter zurückgebaut wird. Die Reform der Reform, die im nun vorliegenden Duden umgesetzt wird, ist tiefgreifend, aber erübrigt keineswegs die Kritik an der «neuen Rechtschreibung», deren Einheitlichkeit mit dem neuen Duden endgültig verlorengelassen, obwohl bereits auf dem Werbeband mit dem Spruch «Die neue Rechtschreibung endlich amtlich!» geworben wird. Lohnt es sich also, den neuen Duden zu erwerben?

Zahlenspielchen und Regeln

Am Anfang des Buches findet man eine kurze Zusammenfassung der neuerlichen Änderungen, die deren Tragweite jedoch kaum erahnen lässt. Der Duden spricht von «Präzisierungen und Ergänzungen». In Wirklichkeit handelt es sich um Änderungen, was aber

nicht ausgesprochen werden darf, um den Schein der Kontinuität einer «neuen Rechtschreibung» zu wahren. Sämtliche neuen Bestimmungen und Änderungen, die jetzt vorgenommen wurden, beispielsweise die Wahlfreiheit, feste Begriffe wie die *Erste Hilfe* wieder gross zu schreiben, wurden in die bereits vorhandenen 169 Dudenregeln eingearbeitet. Die Redaktion hat darauf geachtet, dass sich die Anzahl der angeführten Regeln zumindest nominell nicht weiter erhöht. Es war von Anfang an ein Zähltrick der Reformen, eine Reduktion der Regelanzahl durch blosse Zusammenfassungen und Umnúmerierungen zu erreichen. Und selbst danach fällt das Ergebnis der Reform im Vergleich zu den 171 orthographischen Regeln (der Rest bezog sich auf Grammatik oder wurde doppelt angeführt) des letzten vorreformatorischen Dudens von 1991 nicht gut aus. Dabei versuchte der Duden zunächst, die Reformen bei ihren Zahlenspielen zu unterstützen. In einer internen Anweisung der Dudenredaktion hiess es bereits 1996: «Durch Neustrukturierung und vor allem durch Zusammenfassung einzelner Regeln und Regelbereiche wird die Zahl der Richtlinien von 212 auf 136 gesenkt. Begründung: Die inhaltlich falsche, aber politisch wirksame Formel ‚aus 212 mach 112‘ muss auch im Duden ihren angemessenen Ausdruck finden.» Mehr ist nicht hinzuzufügen.

Für den Ratsuchenden endlich wieder zufriedenstellend

Nachdem der Duden 2000 – gegen die Neuregelung – wieder die Zusammenschreibung von Substantivierungen wie *das Nichtssagende, der Ratsuchende* usw. zugelassen hatte, wurde den Reformern schnell klar, dass auch die dazugehörigen Grundformen wie *nichtssagend, ratsuchend, zufriedenstellend* usw. wiederhergestellt werden müssen. Selbst unzählige Wörter wie *allgemeinbildend, ernstgemeint, tiefgreifend, getrennt-lebend, vielzitiert* usw., denen die Reform den Garaus machen wollte, sollen nun wieder erlaubt sein. Diese Änderung betrifft Hunderte von Einträgen im Duden und Tausende Wörter in der deutschen Sprache.

Inkonsequenzen und grammatische Schnitzer; bei denen jedem die Schüler Leid tun/leidtun können

Das grammatisch falsche *so Leid es mir tut* wird endlich nicht mehr vorgeschrieben. Man soll wieder klein schreiben dürfen, soll sich aber für die Gross- oder die Zusammenschreibung entscheiden: *weil es mir sehr Leid tut* oder *weil es mir sehr leidtut*. Beides ist aus offensichtlichen Gründen nicht akzeptabel. Die bisherige Schreibung *leid tun* soll nach dem Grundsatz der Reformen, die be-

Fortsetzung auf Seite 2

Liebe Leserin, lieber Leser

Nun sind sie nach langer Sommerpause erschienen, die «Mitteilungen» des Sprachkreises Deutsch. Auf acht Seiten erfahren Sie Wesentliches zu drei wichtigen Themen schweizerischer und europäischer Sprachpolitik: von einem kleinen Verein zusammengetragen, der bei Individuen wie Institutionen...

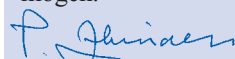
...gegen eine der gelebten Sprachwirklichkeiten zuwiderlaufende Schreibreform auftritt

...gegen die seit etwa dreissig Jahren ständig wachsende Angloamerikanisierung unserer Sprache und Kultur (leider von der Sprachwissenschaft und den mit ihr Verbundenen noch wenig berücksichtigt) angeht

...für Schönheit und Reichtum «unseres lieben Deutsch» in Mundart und Schriftsprache einsteht.

Als im Juni 2004 der Arbeitskreis Orthographie, St. Gallen, und der Sprachkreis Deutsch, Bern, ihren Aufruf an die Sprachlehrerinnen und Sprachlehrer der Gymnasien hierzulande verschickte, konnten sie sich das (inter)nationale Medienecho nicht ausmalen: ermutigend und verpflichtend.

Im SKD geben wir die «Mitteilungen» 3/2004 als Doppelnummer heraus, die Landessprache(n) soll(en) im Jahre 2005 besondere Aufmerksamkeit erfahren. Wir begleiten das Sprachgeschehen in der Schweiz und in Europa aktiv und tun unsere Haltung in Sprachfragen der Öffentlichkeit kund. Deshalb verschicken wir diese Ausgabe auch an Mitglieder eidgenössischer und kantonaler Regierungs- und Legislativbehörden, an Verlage und Lehrende. Wir danken besonders Gerhard Junker und Gerd Schrammen aus Deutschland (beide VDS), und aus der Schweiz Stefan Stirnemann (Forschungsgruppe deutsche Sprache), für Textbeiträge. Unserer Leserschaft vermitteln sie damit Wissen und Zusammenhänge, die weitere Kreise überzeugen mögen.


P. Zbinden

Inhaltsverzeichnis

Doppelnummer 3+4/2004

Schreiben, Duden, Fehler, Aufruf, Preisverleihung, Weiterbildung	1 bis 3
Ein gebildeter Europäer, Die deutsche Welle und die Anglizismen	4 und 5
Mein geliebtes Deutsch	6 und 7
Sprachpflege, Verein und Allerlei	8

Impressum

Brief Verein Sprachkreis Deutsch SKD
CH-3000 Bern (kein Postfach)
Fax SKD 032 331 01 19
E-Post an info@sprachkreis-deutsch.ch
Internet www.sprachkreis-deutsch.ch
Postkonto SKD 30-36930-7
Auflage 2'500 Ex.
Satz und Schwab Druck AG
Druck 3250 Lyss

Fortsetzung von Seite 1

währte Schreibung zu verbieten und dafür zwei neue Varianten einzuführen, unzulässig bleiben.

Leider erkennen weder die Reformer noch die Dudenredaktion, dass auch bei *Recht haben* (wie *Recht du doch hast*) nur die Kleinschreibung grammatisch korrekt ist. Auch bei *Pleite gehen* und *Bankrott gehen* kennt der Duden keine Gnade, obwohl gehen nicht mit Substantiven verbunden werden kann. Hier bleibt es dabei, dass die Schüler grammatisch Falsches lernen müssen – von den Inkonsequenzen wie *Feind sein*, aber *spinnefeind sein* ganz zu schweigen. Interessant ist an dieser Stelle die Gegenüberstellung der bewährten und der angeblich jetzt amtlichen Orthographie: *Aus leid tun, weh tun, not tun, unrecht tun, unrecht haben, leid sein, not sein, feind sein, spinnefeind sein, todfeind sein wird leidtun/Leid tun, wehtun, Not tun, unrecht tun, Unrecht haben, leid sein, Not sein, Feind sein, spinnefeind sein, Todfeind sein*. Ebenso bleibt es auch im neuen Duden dabei, dass *heute morgen, Dienstag nacht, morgen früh, Montag früh durch heute Morgen, Dienstagnacht, morgen früh/Früh, Montag früh* ersetzt werden – dies alles ist nach Auffassung des Dudens eine grosse Erleichterung für Schüler.



Fazit und Konsequenzen

Der neue Duden ändert die Orthographie mehrerer tausend deutscher Wörter. Mit «Präzisierungen und Ergänzungen» hat dies nichts zu tun. Es handelt sich vielmehr um eine (erste offizielle) Reform der Reform. Somit ist es unmöglich, noch von einer «neuen Rechtschreibung» zu sprechen. Die Schüler müssen jetzt umlernen, und Bücher müssen neu gedruckt werden, so oder so. Was den Dudenverlag selbst betrifft, müssen nun vor allem Band 4 (Grammatik), Band 9 (Richtiges und gutes Deutsch), das erst kürzlich zweimal neu aufgelegte Duden-Universalwörterbuch, das Duden-Kompaktwörterbuch, das «Deutsche Wörterbuch» sowie das 10bändige «Grosse Wörterbuch der deutschen Sprache» noch einmal von Grund auf neu bearbeitet werden. Obwohl der Rückbau und Abriss der Reform vorankommt, reichen die jetzt eingearbeiteten Änderungen noch bei weitem nicht aus, um zu einer grammatisch korrekten und einheitlichen Orthographie gelangen zu können. Als Kuriosum sei der Kauf des neuen Dudens dennoch empfohlen, so wie jetzt bereits die letzten beiden Reformduden, die Wörtern wie *sogenannt* oder *zufriedenstellend* ihre Existenz absprechen wollten, für immer Kuriositäten sein werden. Während sich die bewährte Orthographie in den letzten 100 Jahren auch im Duden nur unmerklich veränderte, kann von Einheitlichkeit bei der neuen Rechtschreibung nicht mehr die Rede sein. Eines macht der neue Duden unmissverständlich klar: Einen Kompromiss auf Basis des völlig kaputten Reformwerks kann es nicht geben. Und wie kann eine Rechtschreibung einheitlich sein, wenn sich jeder selbst aussucht, welche Neuregelungen im einzelnen akzeptabel und welche verwerflich sind? Was läge also näher als eine Besinnung auf das, was uns 100 Jahre eine leserfreundliche, einheitliche und nicht allzu schwierige Orthographie sicherte: die «alte», in Wirklichkeit jedoch bewährte und moderne Rechtschreibung.

Der Verfasser ist Mitglied der Forschungsgruppe Deutsche Sprache.

Die vollständige Besprechung finden Sie unter www.sprachforschung-arg

13 Prozent weniger Fehler

Wenn Bildungsforschung politische Karriere macht

Jörg Baumberger¹

«Eine Untersuchung aus Österreich zeigt, dass die Schülerinnen und Schüler nach einer Umgewöhnungsphase mit der neuen Orthografie durchschnittlich 13 Prozent weniger Fehler machen als mit der alten, bei der Zeichensetzung sogar nur noch halb so viele» [Grammatikklapsus im Original durch den Autor korrigiert], schreibt die Schweizerische Bundeskanzlei.

Obwohl die Minimierung der Fehlerhäufigkeit kaum ein ernsthaftes Ziel einer Orthographiereform sein kann – am wenigsten Fehler bei der Namensschreibung gäbe es, wenn alle Namen mit drei Kreuzen geschrieben würden, und bei der Satzzeichensetzung könnte man die Fehlerquote durch die Abschaffung der Satzzeichen spielend um hundert Prozent senken –, taucht die dramatische Verminderung der Fehlerzahl als Erfolgsmeldung regelmässig in offiziellen Statements auf. Die Frage, ob Deutschschreiber unter alter oder neuer Orthographie mehr Orthographiefehler machen, ist empirischer Forschung zweifellos zugänglich. Völlig trivial ist ihre Beantwortung freilich nicht. Wer in der einen oder anderen Form bereits von empirischer Sozialforschung beleckt worden ist, dürfte mühelos erkennen, dass die ernsthafte Beantwortung der Frage ein relativ aufwendiges Forschungsprogramm erfordern dürfte.

Im Rahmen eines solchen Projekts wäre zunächst einmal zu entscheiden, welche Gruppe der Gesellschaft normgebend sein soll: Die Fehlerreduktion welcher Schreibergruppen soll massgebend sein? Jene des repräsentativen Erstklässlers, des repräsentativen Abiturienten, des repräsentativen, schlechthin «mittleren» erwachsenen Deutschen? Sodann wäre wohl einiger Aufwand zu treiben, um Zusammensetzung und Rahmenbedingungen der zu beobachtenden zwei Schreibergruppen – der Alt- und der Neuschreiber – einigermaßen vergleichbar zu gestalten: Die beiden Orthographiegruppen sollten sich aus vergleichbaren Quellgruppen rekrutieren und sollten je innerhalb ihrer Orthographieinstruktion gleiche Instruktionsqualität und gleiche Sprachumgebung gehabt haben. Drittens wären die beiden äquivalenten Versionen des Schreibtests zu entwerfen, dem die Probanden unterzogen werden sollen, eine Aufgabe, die wohl einiges Kopfzerbrechen verursachen dürfte. Viertens wäre die Fehlerzählkala selbst zu konkretisieren: Was zählt als eine Einheit Fehler? Schliesslich wären die statistischen Tests zu bestimmen, anhand welcher darüber entschieden werden soll, ob Differenzen auf systematischen Unterschieden oder Zufall beruhen. ...um nur einige der methodologischen Entscheide zu nennen.

Weniger aus Interesse an der Orthographie als aus Interesse am Umgang der Politik mit empirischer Sozialforschung hat der Verfasser dieser Zeilen sich in einer ad-hoc-Umfrage bei Exponenten der Reform nach den existierenden Studien zur «Fehlerfrage» erkundigt. Während eine stattliche Zahl reiner Meinungsbefragungen besteht, scheint nur eine quantitative empirische Studie zu existieren². Sie wurde 1996/97 am Wiener Gymnasium Sacré Coeur mit 27 Schülerinnen im Alter von 15 bis 16 Jahren durchgeführt. Alle 27 Mädchen gehörten zur gleichen Klasse desselben Jahrgangs derselben Lehrerin. Die Lehrerin ist gleichzeitig die Autorin der Studie. Alle Mädchen genossen in der Zeit, in der sie von der Lehrerin-Autorin gemeinsam unterrichtet wurden, denselben Unterricht. Die Schule hatte die Umstellung schon ab dem vorangehenden Schuljahr 1995/96 verfügt. Um ein unverzerrtes Bild der Untersuchungsanordnung zu vermitteln, gibt man am besten der Autorin selbst das Wort:

Ich habe zwei Schularbeiten [in schweizerischem Jargon wohl: frei formulierte Aufsätze, d.Verf.] (beide zweistündig) als Textkorpus verwendet und Fehler- und Neuschreibungen jeder Schülerin gelistet.

Dann habe ich die Mädchen befragt, welche Norm sie in welchem Ausmass beim Schreiben bewusst verwenden. 10 Schülerinnen erklärten, alt zu schreiben, 5 neu und der Rest (12) gab verschiedene Mischformen an (...).

Diese Aussagen habe ich mit dem individuellen Schreibverhalten in den beiden Schularbeitentexten verglichen und so festgestellt, welche Neuschreibungen bewusst gesetzt und welche passiert sind. (Wo ich Zweifel hatte, habe ich nachgefragt.) (...)

Ich habe die Mädchen in Alt- und Neuschreiberinnen eingeteilt. Die beiden Schülerinnen, die nur die Beistriche neu schreiben, habe ich zu den ‚Alten‘ gerechnet, (...)

Zunächst fällt auf, dass es keine echte Altorthographiegruppe gibt. Alle 27 Sacré-Coeur-Mädchen hatten in der letzten Zeit vor dem Test dieselbe – neue – Orthographie als die korrekte oder zumindest in Zukunft korrekte Orthographie kennengelernt. Interessant ist auch die Wahl des Testtextes: der Schulaufsatz, ein Format, m.a.W., wo jeder Schüler seine Wörter und Sätze, und damit auch den Anspruchsgrad seines Vokabulars, selbst wählt. Erstaunlich sind auch Zahl und Auswahl der Probandinnen. Man muss nicht achtzig Millionen Deutschsprachige testen, aber ein Pool mit 12 Alt- und 15 Neuschreiberinnen, welche zudem erst ex post ihren Gruppen zugeteilt werden, wirft methodologische Fragen auf.

Zwei Dinge erscheinen dem interessierten Beobachter bemerkenswert: Erstens, welche unerhörte Karriere eine Studie machen kann, welche (vermutlich mangels Finanzen) elementare methodologische Normen missachtet. Dies wirft in erster Linie ein Licht auf die Bildungsbehörden (und die Bildungsforschung), die ein gewaltiges flächendeckendes Reformprojekt quantitativ unbegleitet lassen, sich in der Folge dennoch unbeirrt auf angeblich vorhandene positive Forschungsergebnisse berufen. Weder Pilotexperimente noch begleitende quantitative Untersuchungen oder wenigstens einigermaßen sorgfältige vergleichbare Vorher-Nachher-Aufnahmen sind bekannt. Im Rahmen einer seriösen wissenschaftlichen Begleitung wäre die Frage nach der Fehlerhäufigkeit natürlich ein Nebenschauplatz gewesen. Denn die entscheidende Frage ist nicht, wieviel rote Tinte die Lehrer verbrauchen, sondern wie nuanciert, lebendig und präzise jene sich mit einer gegebenen Orthographie ausdrücken können, die sich nuanciert, lebendig und präzise ausdrücken möchten, und wie rasch, korrekt und gründlich Leser geschriebene Texte lesen und verstehen können. Statt Fehlern müsste man somit eher die Leistungsfähigkeit des Prozesses von Schreiben, Lesen und Verstehen unter den beiden Orthographien messen. Kurz: Man müsste zusätzlich zu den Fehlern im Schreiben, die Fehler und die Effizienz im Verstehen von Geschriebenem untersuchen. Hier wie anderswo ersetzen Umfragen empirische Forschung nicht, findet letztere doch ihre Rechtfertigung gerade im Umstand, dass Dinge, die alle zu wissen glauben, mitunter nicht der Fall sind. Schade, dass diese einzigartige Gelegenheit zu kontrollierter Reform vertan wurde.

¹ Der Autor ist Titularprofessor für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen.

² Karl Blüml, Richard Schrodt, Ulrike Steiner, Evelyn Thornton, Warum neu schreiben? Reizworte zur Rechtschreibreform, ÖBV Pädagogischer Verlag GmbH, Wien 1998, SS 30-32.

Erstausdruck in der Bildungsbeilage der Neuen Zürcher Zeitung vom 28. September 2004. Abdruck mit freundlicher Erlaubnis der NZZ und des Autors.

Die Vernunft kehrt zurück

Rückkehr zur früheren Rechtschreibung
Mit grosser Freude habe ich vernommen, dass bedeutende deutsche Verlagshäuser zur früheren Schreibweise zurückgekehrt sind. Die nach langen Vorarbeiten zu Stande gekommenen Orthographiereform hat keinen wirklichen Fortschritt bedeutet. Die Menschen, denen die Rechtschreibung Mühe bereitet, haben auch nachher Fehler gemacht. Und wer es einmal konnte, wurde verunsichert und macht nun ebenfalls Fehler. Die ganze Übung hat sehr viel Geld gekostet – profitiert haben hauptsächlich der Duden-Verlag und Bertelsmann.

Auch der Weg zurück ist nicht billig, deshalb verhalten sich amtliche Schweizerstellen zurückhaltend. Dennoch bleibt zu hoffen, dass unter dem Einfluss der mächtigen Springer & Co. auch unser Land den Schritt zurück unternimmt. Dann müssten wir uns nicht mehr über die schrecklichen Stängel und Gämsen ärgern. Und ein alleinstehender Mann wäre wieder ein männliches Wesen ohne Lebenspartner, und ein allein stehender Mann wäre losgelöst von einer Gruppe anderer Menschen. Man mag sagen, ich sei ein Ewiggestriger. Keinesfalls: Die einzige sinnvolle Reform im Zeitalter von Internet und SMS wäre nach meinem Dafürhalten der Übergang zur gemässigten Kleinschreibung der Substantive, wie sie nun sämtliche anderen Sprachen kennen. Die Gegner der Kleinschreibung bringen immer wieder vor, dass dann komplizierte philosophische Texte schwerer verständlich wären. Als ob die gesamte deutschsprachige Bevölkerung verschlüsselte philosophische Texte lesen würde, und es nicht auch bedeutende Philosophen in England und Frankreich gegeben hätte.

K. M., Bellmund, Leserbrief im BT (gekürzt)

Zur Rechtschreibreform

Wer sich als Herrscher über die Sprache aufspielt, hat nicht begriffen, dass es sich um das einzige Medium handelt, in dem die Demokratie schon immer geherrscht hat. Selbsternannte Autoritäten kann es da nicht geben. Was eine Sprachgemeinschaft akzeptiert und was sie ablehnt, darüber entscheiden Millionen.

Hans Magnus Enzensberger, Schriftsteller.
FAZ vom 26. Juli 2004, Nr. 171 / Seite 29
(zitiert aus «An unsere Vormünder»)

Zum neuen Duden

5 000 «neue Wörter» soll der wie stets knallgelbe Band enthalten. Gemeint sind neue deutsche Begriffe wie zum Beispiel Christopher Street Day, Payroll, Slowfood, Starterkit oder Workflow.

[...]
In der jetzigen Situation gilt es nicht so sehr die reformierte Rechtschreibung zu reformieren, als vielmehr die deutsche Sprache zu kurieren, die an diesem fehlgeschlagenen Experiment Schaden genommen hat. Der Heilungsverlauf wird schwierig sein und sich voraussichtlich längere Zeit hinziehen. Wem an einer raschen Besserung gelegen ist, wird nicht zum neuen Duden greifen.

Reinhard Markner
Berliner Zeitung vom 25. August 2004
(zit. aus «Ausserhalb jeder rigiden Ahndung»)

Die Meinung von Loriot

Die Rechtschreibung ist ja völlig in Ordnung, wenn man weder schreiben noch lesen kann.
Loriot

Der folgende Aufruf steht allen Interessierten zur Unterschrift offen (Sept. 04)

Gossau/Bern, im Juni 2004

Zur missglückten Regelung der Rechtschreibung von 1996

An die Sprachlehrerinnen und Sprachlehrer unserer Gymnasien

Zur Kenntnisnahme an
– unsere Erziehungsdirektorinnen
– und -direktoren
– ausgewählte Dekanate und Parlamentarier
– Verlage

Sehr geehrte Damen und Herren
Liebe Kolleginnen und Kollegen
Wir bitten Sie um Aufmerksamkeit für die beiliegende Nummer der Schweizer Monatshefte: «Die deutsche Sprachverwirrung, Fehlkonzepth Rechtschreibreform.» Ein gründliches Gespräch über diese Reform ist an der Zeit: nach Hunderten von einzelnen Änderungen in den letzten Jahren soll nach dem Willen der Reformkommission jetzt das Regelwerk selbst überarbeitet werden. Die Folgen an einem Beispiel: In der Schrift «Rechtschreibung 2000, Die aktuelle Reform», welche den zentralen deutschen Wortschatz für die Schule darstellt, müssen, wenn man Ausdrücke wie «Desktoppublishing» und die Eszett-Regelung weglässt, rund 15% der Einträge geändert werden. Und auch dann werden die grundsätzlichen Fehler nicht behoben sein. Soll dieses Hin und Her ewig weitergehen?



Charlotte
Lätsch-
Bregenzer
Erst nachden-
ken, dann
schreiben!

Zuzustimmen ist dem Präsidenten unserer EDK, Herrn Regierungsrat Stöckling: «Es geht bei der Rechtschreibung nicht um einen politischen Entscheid über ‚richtig‘ oder ‚falsch‘, sondern um den Entscheid über das für die Übereinstimmung mit der Sprachkonvention massgebende Referenzwerk.» (Monatshefte, S.23). Dieser Grundsatz ist zur Zeit dadurch verletzt, dass eine Kommission unbekümmert um wissenschaftliche Einwände in einer Frage weisungsberechtigt ist, die alle betrifft. Dabei geht es nicht zuletzt ums Geschäft.

Die erwähnte «Rechtschreibung 2000» wird vom Geschäftsführer der Reformkommission, Klaus Heller, herausgegeben; in die neuen Auflagen arbeitet er jeweils die Änderungen ein, an denen er als Kommissionsmitglied beteiligt ist. Im deutschen Beirat, der die Kommission beraten soll, sind alle grossen Wörterbuchverlage vertreten. Folgerichtig meint er zur neuesten Entwicklung: «Der Beirat empfiehlt, die Änderungen in einem Rahmen zu halten, bei dem die Auswirkungen der Regelmodifizierungen nicht zu einer erneuten öffentlichen Infragestellung der Neuregelung führen können.» Der Vertreter der deutschen Lehrer, Reinhard Mayer, wirbt im Internet für seine Firma, eine Rechtschreibberatung, mit dem Satz: «Mit meiner Beiratsmitgliedschaft sind erstklassige informelle Kontakte verbunden.» Die Schweizer Kommissionsmitglieder, Peter Gallmann und Horst Sitta, sind Autoren des Dudenverlags. Herr Sitta hat sich 1996 bei seinem Duzfreund Christian Schmid, dem Kulturbeauftragten der EDK, in einem Brief dafür eingesetzt, dass der Duden bei uns Referenzwerk bleibt; mit Erfolg.

Die Unterzeichner sind der Meinung, dass die Schule der Wissenschaft verpflichtet ist, nicht den Wörterbuchverlagen. Sie fordern ein Moratorium: Die Regeln von 1996 dürfen erst nach einer gründlichen Prüfung verbindlich werden; diese Überprüfung darf nicht von der Reformkommission durchgeführt werden. Die EDK wird gebeten, zur Sache eine echte Anhörung durchzuführen.

Wir bitten Sie, sich diesem Aufruf anzuschliessen; er wird der EDK eingereicht werden.

Mit kollegialen Grüessen

Stefan Stirnemann, Gymnasiallehrer
Prof. Dr. Mario Andreotti,
Gymnasiallehrer und Dozent

Erstunterzeichner

Prof. em. Dr. Adolf Muschg, Präsident der Akademie der Künste, Berlin
Prof. Dr. Rudolf Wachter, Professor für historisch-vergleichende Sprachwissenschaft, Universität Basel und Freiburg i.Ü.
Dr. Bruno Colpi, Vorsitzender der Rektoren der Kantonsschule Olten
Dr. Jules Grand, Rektor des Gymnasiums am Münsterplatz, Basel
Dr. Hans Hirschi, Rektor des Obergymnasiums der Kantonsschule Luzern
Prof. Dr. Mario Andreotti, Gymnasiallehrer und Dozent, Sachbuchautor, St. Gallen
Dr. Urs Faes, Gymnasiallehrer und Schriftsteller, Zürich
Dr. Pirmin Meier, Gymnasiallehrer und Schriftsteller, Beromünster
lic. iur. Robert Nef, Lehrbeauftragter an der PHS Zürich, Herausgeber der Schweizer Monatshefte
Peter Zbinden, Schulleiter i.R., Präsident Sprachkreis Deutsch

Für weitere Auskünfte stehen zur Verfügung
Stefan Stirnemann, Arbeitskreis Orthographie,
9000 St. Gallen
s.stirnemann@gmx.ch, Tel. 071 222 03 50

Peter Zbinden, Sprachkreis Deutsch
3000 Bern info@sprachkreis-deutsch.ch

Vorliegenden Text und weitere Angaben
finden Sie unter
[http://www.sprachkreisdeutsch.ch/
verein_presseraum.php](http://www.sprachkreisdeutsch.ch/verein_presseraum.php)

Themenheft 11/2003
«Die deutsche Sprachverwirrung» unter
<http://www.schweizermonatshefte.ch>

abcdefg Schüler machen laut Experten nach Schreibreform mehr Fehler

Leipzig (dpa) – Die neue Rechtschreibung führt einer Langzeitstudie zufolge bei Schülern zu erheblich mehr Fehlern in Diktaten. Die Studie ergab bis zu 22 Prozent mehr Fehler, sagte ein Leipziger Lernpsychologe der «Bild»-Zeitung. Damit widersprach er dem Argument der Reformbefürworter, die Schüler würden nach der Reform besser schreiben. Der dpa sagte der Forscher: «Die Reform war das Geld nicht wert. Man hätte Veränderungen in den Duden aufnehmen können.»

Meldung vom 6. September 2004



Stiftung für Abendländische Besinnung



Reiner Kunze

Ist 1933 in Oelsnitz/Erzgebirge geboren als Sohn eines Bergarbeiters. Von 1951–55 studierte er Philosophie und Journalistik an der Universität Leipzig und war dort von 1955–59 wissenschaftlicher Assistent mit Lehrauftrag. Aus politischen Gründen musste er die Universitätslaufbahn abbrechen und als Hilfsschlosser arbeiten. Seit 1962 ist er freiberuflicher Schriftsteller. Nach jahrelanger Verfolgung durch den Staatssicherheitsdienst konnte er 1977 mit seiner Familie in die Bundesrepublik Deutschland übersiedeln und lebt nun bei Passau. Er ist Gastdozent an den Universitäten München und Würzburg und Mitglied mehrerer Akademien. Er erhielt zahlreiche in- und ausländische Literaturpreise und Auszeichnungen, u.a. den Georg-Büchner-Preis, das Grosse Bundesverdienstkreuz, den Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft sowie den Übersetzerpreis des Tschechoslowakischen Schriftstellerverbandes. Seine Bücher wurden in dreissig Sprachen übersetzt. Neben vielen weiteren Titeln erschienen 2001 «Die Aura der Wörter» und 2003 «Deutsch. Eine Sprache wird beschädigt».

Zweimal ausgezeichnet! Die Liebe zur Sprache

Die Stiftung für Abendländische Besinnung, Zürich, verleiht ihren Jahrespreis 2004 an Reiner Kunze, Dichter und Verfasser der Denkschrift zur Rechtschreibreform «Die Aura der Wörter» sowie Mitverfasser des Buches «Deutsch. Eine Sprache wird beschädigt», Oberzell-Erlau (Deutschland) und an Klaus Bartels, Altphilologe und Autor der «Streiflichter aus der Antike» und der «Wortgeschichten» (Kilchberg ZH).

Aus der Einladung
«Im Zentrum der Preisverleihung steht dieses Jahr die ‚Liebe zur Sprache‘. Reiner Kunze wird für seinen Einsatz gegen die Unvernunft der Eingriffe in Sprache und Rechtschreibung sowie für seine ebenso wertvollen wie notwendigen Bemühungen im sorgfältigen Umgang mit unserer Sprache und ihrer Schreibweise geehrt. Die Auszeichnung von Klaus Bartels ist eine Hommage an die Antike, in der unsere klassische Bildungstradition wurzelt. Als Autor von langjährigen Rubriken in der NZZ und in der Stuttgarter Zeitung, die später in Buchform erschienen sind, hat Klaus Bartels eine vielbeachtete Vermittlungsleistung erbracht. Die Laudatio auf die beiden Preisträger hält Dr. h.c. Michael Klett, Leiter des renommierten Klett-Cotta-Verlages in Stuttgart und Verfasser zahlreicher Publikationen und Reden zu wirtschaftlichen und kulturellen Fragen.»

Die Feier findet statt am Samstag, 6. November 2004, um 10.00 Uhr im Zunfthaus zur Meisen, Zürich.

Anmeldungen sind erbeten an: Stiftung für Abendländische Besinnung, Bergstrasse 22, 8044 Zürich. Telefon 01 252 16 47, Fax 01 252 16 49. stabzh@bluewin.ch

- 2 Theodor Ickler, Die sogenannte Rechtschreibreform, Ein Schildbürgerstreich. Zweite durchgesehene Auflage (1997, Leibniz Verlag, St. Goar). ISBN 3-931155-09-9, CHF 19.–
- 3 Hans Krieger, Der Rechtschreibschwindel, Zwischenrufe zu einem absurden Reformtheater. Zweite, erweiterte Auflage (2000, Leibniz Verlag, St. Goar). ISBN 3-931155-11-0, CHF 19.80

Die Stimme der Kunst

- 1 Reiner Kunze, Die Aura der Wörter, Denkschrift zur Rechtschreibreform. Neuauflage mit Zwischenbilanz (2004, RADIUS-Verlag, Stuttgart). ISBN 3-87173-303-2, CHF 26.–
- 2 Bayerische Akademie der Schönen Künste (Hg.), Deutsch, Eine Sprache wird beschädigt. Zur neuen Rechtschreibung. Eine Diskussion, eine Bilanz und ein «Kompromiss» (2003, Oreos Verlag, Waakirchen). ISBN 3-923657-74-9, CHF 24.80

Wissenschaftliche Literatur

- 1 Theodor Ickler, Kritischer Kommentar zur «Neuregelung der deutschen Rechtschreibung». Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage (1999, Verlag Palm&Enke, Erlangen und Jena). ISBN 3-7896-0992-7, CHF 27.–
- 2 Hans-Werner Eroms, Horst Haider Munske (Hg.), Die Rechtschreibreform, Pro und Kontra (1997, Erich Schmidt Verlag, Berlin). ISBN 3 503 03786 1, CHF 29.–
- 3 Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (Hg.), Zur Reform der deutschen Rechtschreibung, Ein Kompromissvorschlag (2003, Wallstein Verlag, Göttingen). ISBN 3-89244-655-5, CHF 29.20

Hintergründe, Geschichte

- 1 Theodor Ickler, Regelungsgewalt, Hintergründe der Rechtschreibreform (2002, Leibniz Verlag, St. Goar). ISBN 3-931155-18-8, CHF 27.–
- 2 Ders., Rechtschreibreform in der Sackgasse, Neue Dokumente und Kommentare (2004, Leibniz Verlag, St. Goar). ISBN 3-931155-22-6, CHF 31.90
- 3 Reinhard Markner, Hanno Birken-Bertsch, Rechtschreibreform und Nationalsozialismus, Ein Kapitel aus der politischen Geschichte der deutschen Sprache (2000, Wallstein Verlag, Göttingen). ISBN 3-89244-450-1, CHF 27.40

Ihre Buchbestellung nimmt entgegen
info@tfv.ch, TFV AG Biel, Spitalstr. 12,
2501 Biel, 032 322 61 41

Die Veranstaltung steht allen nichtlehrenden Interessierten zur Anmeldung offen

Weiterbildung in neuer Rechtschreibung «Änderungen und kein Ende: Die Rechtschreibreform: wo stehen wir heute?»

Für Lehrkräfte, Studierende, Behörden, schreibende und druckende Berufe

Mittwoch, 10. November, 0900-1700
Gymnasium Friedberg, Gossau (SG)

Seit dem 1. August 1998 gelten neue Regeln der Rechtschreibung. Den Schulen wurde für die Umstellung eine Übergangsfrist bis zum 31. Juli 2005 eingeräumt; vom 1. August 2005 an wird die Neuregelung promotionswirksam sein. Die vergangenen sechs Jahre waren geprägt von zahlreichen Veränderungen am neuen Regelwerk, die sich den verschiedenen Auflagen der neuen Wörterbücher und den Berichten der Reformkommission entnehmen lassen.

Nun hat sich die Lage noch einmal verändert. Im letzten Juni haben die deutschen Kultusminister eingreifende Änderungen an den neuen Regeln beschlossen; sie sind zum Teil bereits im neuesten Duden enthalten, der Ende August erschienen ist. Wenig später haben grosse Verlage in Deutschland angekündigt, zu den herkömmlichen Regeln zurückzukehren. Das hat natürlich Folgen.

Der Kurs gibt eine Lagebeurteilung und Hilfen für die Berufsarbeit. In einem ersten Teil wird ein Überblick über die Entwicklung der Rechtschreibung überhaupt geboten, im zweiten Teil wird die gegenwärtige Reform

mit all ihren Lösungen, Problemfällen und Mängeln vorgestellt. Beendet wird die Veranstaltung mit einer Aussprache.

Ein besonderer Gewinn ist die Teilnahme von Prof. Dr. Horst Haider Munske.

Munske war massgeblich am Aufbau und an der Arbeit der Reformkommission beteiligt und trat 1997 aus, als die Politiker alle nötigen Verbesserungen untersagten. Für ihn gehört, wie es im Titel einer seiner Aufsatzsammlungen heisst, Orthographie zur Sprachkultur. Die weiteren Referenten:

Prof. Dr. Mario Andreotti, St. Gallen. Andreotti, der die Leitung des Kurses hat, unterrichtet an der Kantonsschule und Universität St. Gallen und ist bekannt als Verfasser der grundlegenden Bücher «Die Struktur der modernen Literatur» und «Traditionelles und modernes Drama».

Lic. phil. Stefan Stirnemann, St. Gallen. Stirnemann war Lexikograph am Thesaurus linguae Latinae in München, unterrichtet zur Zeit am Gymnasium Friedberg und ist Mitglied der Forschungsgruppe Deutsche Sprache.

Anmeldung: Erziehungsdepartement des Kantons St. Gallen, FORMI-Kurssekretariat, Davidstrasse 31, 9001 St. Gallen. Telefon 071 229 44 45, Fax 071 229 44 46. E-mail: info.formi@sg.ch [Kursgebühr Fr. 100.– für Ausserkantonale]

Ein gebildeter Europäer

Ein gebildeter Europäer mag was für eine Meinung auch immer über uns haben, eines kann er nicht leugnen, dass Deutsch eine wunderbare Sprache ist. Eine ihrer Besonderheiten ist die merkwürdige Art, wie ihr Vorkommen über die Welt verstreut ist. Das kaiserliche Österreich, in dem so viele Völker vereint waren, hat nach seiner Auflösung seine Amtssprache als Lingua franca dem ganzen Balkan hinterlassen. Jiddisch, das aus dem Mittelhochdeutschen stammt, ist eine über die ganze Welt verbreitete Sprache. In Osteuropa ist die Kenntnis des Deutschen fast selbstverständlich.

Karl v. Schuhmacher, der Begründer und langjährige Herausgeber der «Weltwoche», hat zu diesem Problem eine Geschichte von hintergründigem Witz beigesteuert. Als Schweizer Journalist von internationalem Rang fuhr er kurz nach dem Waffenstillstand nach Paris, Monsieur Schuman, den französischen Finanzminister, zu besuchen. Natürlich sprachen die beiden Französisch miteinander. Nach einer Weile sagte Monsieur Schuman: «Wissen Sie, Herr von Schuhmacher, wir können ruhig Deutsch miteinander reden. Ich habe in Bonn, München und Berlin studiert. Ich habe in der preussischen Armee gedient. Ich stamme aus einer lothringischen Familie.» Von Paris aus fuhr Herr v. Schuhmacher nach Rom, Signor de Gasperi, den italienischen Aussenminister, zu besuchen. Natürlich sprachen die beiden Italienisch miteinander. Nach einer Weile sagte Signor de Gasperi: «Wissen Sie, Herr von Schuhmacher, wir können ruhig Deutsch miteinander reden. Ich war sieben Jahre Abgeordneter im österreichischen Reichsrat.»

Herr v. Schuhmacher, nach Zürich zurückgekehrt, sass lange vor seinem Kamin und dachte nach. Deutsch war sowohl seine eigene Muttersprache wie die des verhassten Feindes, der Europa so viele Jahre bedroht und schliesslich so schrecklich verwüstet hatte. Endlich kam er darauf, wie man das Amüsante dieser Duplizität retten könne. So schloss er, als er die Geschichte erzählte, mit

dem Satz: «Das Deutsch, das ich mit Monsieur Schuman und Signor de Gasperi gesprochen habe, war nicht die Sprache des Tyrannen. Es war die Sprache des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation.»

aus «Peter Bamm: Eines Menschen Zeit, 1976, Droemer Knaur»

Der Verfasser des nächsten Artikels steuert dazu folgende zwei Episoden bei.

Als ich 1985 nach einer Woche strapaziöser Vortragsreise quer durch Japan mit Blasen-schmerzen dem Chefurologen der Universität Osaka vorgestellt wurde und ich auf Englisch versuchte ihm zu erklären, wo's mir weh tat, sagte der den gleiche Satz «Wir können ruhig Deutsch miteinander reden.»

Auch er hatte in Deutschland studiert, ausserdem hat Japan die moderne Medizin zu Zeiten von Koch, Behring und Virchow aus Deutschland importiert, mitsamt den Fachausdrücken. Deshalb mussten noch zur Zeit meiner Japanreisen die japanischen Mediziner einen Grundkurs in Deutsch absolvieren.

«Sie müssen Deutsch sprechen, wenn Sie mir etwas verkaufen wollen.»

Willy Brandt, einstiger deutscher Bundeskanzler, zu einem amerikanischen Gesprächspartner

«Ein einheimisches Wort ist einem fremden auch deswegen vorzuziehen, weil es in der eigenen Sprache und Sprachgeschichte verwurzelt ist.»

Professor Dr. Heinz-Günter Schmitz, Sprachwissenschaftler, Kiel

Die «Deutsche Welle» und die Anglizismen

(ghj) Da sitzen zwei ältere Herren auf einer Bank am Strand von Usedom und hören bei plätschernden Ostseewellen einem Forum der «Deutschen Welle» zu, das krächzend aus einem Weltempfänger kommt. Dabei wollten Sie gemeinsam Urlaub machen, mal was anderes sehen als Schweizer Berge und Bodensee – der eine aus Bern, Präsident des «Sprachkreis Deutsch» der Schweiz, der andere vom Nordufer des Bodensees, Vorsitzender der Region «Bodensee/Oberschwaben» des «Vereins Deutsche Sprache». Eine Vorankündigung der «Deutschen Welle» hatte sie aus der Urlaubsrufe aufgeschreckt; die hatte für den 3. Juli dieses Forum angekündigt, weltweit auszustrahlen, mit vorangegangener Einladung, schriftliche Beiträge zu liefern. Titel und Begleittext im Internet lauteten:

«Anglizismen – der Untergang der Deutschen Sprache?» Rund ums Thema Sprache und Sprachkultur

Schon seit mehreren Jahrzehnten überflutet uns eine riesige Welle von Fremdwörtern angloamerikanischer Herkunft, und der übermässige Gebrauch von Anglizismen und Amerikanismen beeinträchtigt die Verständigung. Ohne Elementarkenntnisse in Englisch kann man heute Zeitungen und Sendungen in Funk- und Fernsehen nicht mehr verstehen. Der Verein Deutsche Sprache VDS hat es sich zum Ziel gesetzt, die deutsche Sprache als eigenständige Kultursprache zu fördern und zu erhalten. Er hat eine ANGLIZISMENLISTE erstellt, die in diesem Jahr 5'730 Einträge enthält. Stellt die Flut der Anglizismen ein Problem für unsere Sprache dar? Darüber haben wir im »Forum« am 3. Juli 2004 mit unseren Hörerinnen und Hörern diskutiert.

Einer der beiden älteren Herren auf Usedom war zuvor der Aufforderung gefolgt und hatte der «Deutschen Welle» diesen Beitrag geliefert:

1. «Anglizismen – der Untergang der Deutschen Sprache?»

Meine Antwort ist: «NEIN»; sicher nicht ihr Untergang, wohl aber ist ihr Niedergang zu befürchten. Wenn sich die gegenwärtige Entwicklung fortsetzt, wird unsere Sprache in wenigen Jahren eine Veränderung erfahren haben, die weit schwerwiegender sein wird als alle vorangegangenen unter dem Einfluss des Lateinischen und des Französischen. Sie wird tief in Satzbau, Lautung und Grammatik der deutschen Sprache hineinreichen: «...weil ich habe schlecht geschlafen» hört man heute schon, deutsche Pluralbildungen werden durch englische ersetzt, Endungen gekappt und ganze differenzierende Wortfelder durch ein englisches Allergewort ersetzt sein – wie heute schon «Fahrkarte, Flugschein, Eintrittskarte, Strafmandat» durch «Ticket», deutsche Redewendungen wie z.B. «das ist sinnvoll» oder «das hat Sinn» werden durch «das macht Sinn» nach der englischen Vorgabe «it makes sense» ersetzt sein, schon heute drückt eine Fernsehmoderatorin nicht mehr die Daumen, sondern kreuzt die Finger (cross your fingers). Von diesem Prozess wird auch unser Sprichwortschatz nicht verschont bleiben, schon heute hört man immer öfter «Der frühe Vogel fängt den Wurm» («It's the early bird who catches the worm») statt unseres «Wer zuerst kommt, mahlt zuerst».

2. Das Argument der meisten professionellen Linguisten, dass die Versetzung der deutschen Sprache mit Anglizismen nur

eine vorübergehende Erscheinung sei, wie zuvor unter dem Einfluss des Lateinischen und Französischen, halte ich für eine Meinung aus dem Elfenbeinturm. Denn damals waren es nur die Eliten, die wissenschaftlichen und gesellschaftlichen, die sich in diesen beiden Sprachen verständigt haben, es gab noch keine Werbung und keine Massenmedien. Deshalb konnten auch Begriffe wie »Perron«, «Billet» und «Trottoir» erfolgreich durch «Bahnsteig», «Fahrkarte» und «Bürgersteig» ersetzt werden. Heute glaubt «Hinz und Kunz» sich mit englisch/amerikanischer Importware schmücken zu müssen: Die Werbemacher und Marktstrategen suggerieren das; sie desertieren weiter aus der deutschen Sprache, obwohl die «Endmarkstudie» zweifelsfrei nachweist, dass ihre Sprüche meist nicht oder sogar falsch verstanden werden (Douglas: «Come in and find out»). Ich halte dies obendrein für eine Arroganz ohnegleichen, weil ältere Semester – oft ohne Englischkenntnisse – ausgegrenzt werden; die irren durch die Regalreihen eines Drogeriemarktes auf vergeblicher Suche nach Feuchtigkeitsscreme oder Rasierschaum. Doch man will ja mit englischen Sprüchen den Eindruck von Modernität und Weltläufigkeit erwecken und dokumentieren, dass man im globalen Konzert mitspielt. Wenn schon in den drei Staaten mit überwiegend deutschsprachiger Bevölkerung kein Sprachgesetz wie in Frankreich («la loi Toubon») durchsetzbar ist, so müsste wenigstens im Rahmen des Verbraucherschutzes Sorge getragen werden, dass Produkte und Dienstleistungen zumindest auch in Deutsch benannt und beschrieben werden.

3. Könnte ich teilnehmen am Forum, würde ich vielleicht gefragt werden, warum gerade ich, der ich Jahrzehnte zweisprachig deutsch und englisch gearbeitet habe, mich für den Erhalt unserer Muttersprache einsetze?

Eben darum: Bei meinem langjährigen beruflichen Aufenthalt in Irland habe ich erlebt, wie sehr die Iren noch heute an dem Verlust ihrer Muttersprache leiden, die ihnen jedoch nicht durch eigenes Verschulden abhanden gekommen ist, sondern weil ihnen die fremde Sprache durch die Eroberer von der Nachbarinsel aufgezungen worden ist. Und weil ich es deshalb für eine nationale Katastrophe hielt, wenn der Prozess der Durchmischung mit dem Englischen schliesslich dazu führte, dass meine Ur- und Ururenkel dereinst «Wilhelm Meister», «Wilhelm Tell», «Die Physiker» nicht mehr im Originaltext zu lesen vermöchten.

4. Als Ursache für die Flucht aus der eigenen Sprache wird auch noch heute die Scham über den angezettelten Krieg und die Naziverbrechen angeführt, das wird wohl für den Anfang dieser Fluchtbewegung zutreffend gewesen sein. Aber ist sie das auch heute noch, bei dem schwindenden Geschichtsbewusstsein der jüngeren Generationen?

Ein Rätsel bleibt für mich auch, dass sich die Deutschen schizophoren in nationalistischen Orgien ergehen, wenn es sich um Fussball handelt, aber keine Spur eines gesunden Patriotismus zeigen, wenn das wertvolle Gut ihrer Sprache bedroht ist, auch dass sie sich wie ihre Medienmacher das Maul zerreißen und die Finger wundschreiben über die imperialistische Attitüde der Amerikaner – Kyoto- und Landminenabkommen, Irakkrieg, Guantanamo und Folter – dass sie sich aber unverändert an die Amerikaner und ihre Sprache an-

Fortsetzung auf Seite 5

Fortsetzung von Seite 4

biedern und den «American way of Life» anhebeln – dabei haben sich aber vermutlich die wenigsten von ihnen je in die Bronx oder Slums der Grossstädte verirrt, noch nie gelesen, dass ein Drittel oder mehr der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze lebt.

5. Besondere Bedeutung kommt der Verdrängung des Deutsch als Wissenschaftssprache zu. Sie schreitet unaufhaltsam voran; veröffentlicht wird auf den meisten Feldern der Wissenschaft und der Technik nur noch auf Englisch, zunehmend wird an deutschen Hochschulen auf Englisch gelehrt. Pädagogen und Soziologen streiten darüber, wie effizient Lehrveranstaltungen von Rumpf-Englisch sprechenden Professoren vor Studenten mit Schul-Englisch sind, ob man in der Muttersprache nicht kreativer zu denken vermag als in der Zweitsprache Englisch. Hier soll nur der Aspekt erwähnt werden, dass die Wissenschaftssprache stets befruchtend auf die Umgangssprache gewirkt hat. Wird sie verdrängt, wird die Umgangssprache ihrer Entwicklungsmöglichkeit beraubt. Denn wenn neue Entwicklungen in Wissenschaft und Technik nur noch auf Englisch benannt werden, finden keine Neuprägungen mehr statt, Deutsch wird zur «Sprache der Pferdeknechte» verkommen, wie es der grosse Friedrich genannt hat. Drastisches Beispiel ist der «airbag», besonders makaber, da in Deutschland bei Daimler-Benz entwickelt, er hätte funktionsgerecht «Prallkissen» benannt werden müssen – zumal es nicht Luft enthält, sondern ein Explosionsgas, das beim Aufprall entsteht.

6. Als Randbemerkung würde ich gern die Frage des Purismus in das Forum einbringen, denn das «Purismus-Etikett» wird immer wieder den «Sprachschützern» generell und dem VDS im besonderen angeklebt – z.T. aus Gedankenlosigkeit aber meist in böser Absicht. Sicher gibt es «Sprachpuristen» auch im Kreis der «Sprachschützer», von denen allein fast 20.000 im VDS organisiert sind. Aber die offizielle Linie ist das nicht. Sie folgt, wie die meine, Goethes Leitlinie aus Maximen und Reflexionen.

«Die Gewalt einer Sprache ist nicht, dass sie das Fremde abweist, sondern dass sie es verschlingt. Ich verfluche allen negativen Purismus, dass man ein Wort nicht gebrauchen soll, in welchem eine andre Sprache vieles und Zarteres gefasst hat. Meine Sache ist der affirmative Purismus, der productiv ist und nur davon ausgeht: Wo müssen wir umschreiben, und der Nachbar hat ein entscheidendes Wort.» Ich selbst z.B. «skänne» meine Bilder ein und telefoniere auch mit dem «Händi». Geradezu für infam halte ich es, wenn die Apologeten des Globalisierungs-Denglisch die «Sprachschützer» dadurch zu diffamieren versuchen, dass sie ihnen so hirnrissige Eindeutschungen unterstellen wie «Mutterbrett» für «motherboard» oder «Schossaufsatz» für «Laptop».

Von Ihrem Forum erhoffe ich mir, dass es dazu beitragen möge, das Bewusstsein für die Bedrohung unserer Sprache zu wecken.

Und diese Hoffnung hat nicht getrogen: Das Forum hat die Erwartungen erfüllt, es hob sich wohltuend von der Sendung des Deutschlandradios vom 1. Juli «Die Saubermänner der deutschen Sprache» ab, in der die bössartige und feindselige Sendung des Herrn Link vom Hessischen Rundfunk gegen den VDS und alle Sprachschützer wiederholt wurde. Dort war auch an Hand von Details der VDS in gehässigster Weise herunterge-

macht worden, so wegen einer Flaschenpost-Veranstaltung der Bautzener Regionalgruppe, die als Heimattümelei veralbert wurde. Das Forum der Deutschen Welle war hingegen mehr als ausgewogen, die Sympathien des Moderators Kuttner lagen erkennbar auf der Seite derer, die unsere Sprache bedroht sehen. Von den telefonisch zugeschalteten Hörern teilte die Mehrzahl mehr oder weniger diesen Standpunkt; lediglich zwei Anrufer, einer davon aus Wien, redeten unter dem Etikett «Globalisierung» der Sprachvermischung das Wort, die vorgebrachten Argumente konnten von dem im Studio anwesenden Pressesprecher des VDS weitgehend entkräftet werden. Der Moderator Kuttner erwies sich als gut vorbereitet, so dass es ihm gelang, den ganzen Bogen des schwierigen Themas abzuarbeiten.

Es soll und kann hier nicht der gesamte Inhalt des einstündigen Forums wiedergegeben werden, zumal sich die angeschnittenen Themen in dem Rahmen der obigen Eingabe bewegen. Doch die folgenden herausgegriffenen Punkte ergänzen das gezeichnete Bild:

So wurde auch die Verdrängung ganzer deutscher Wortfelder durch ein einziges englisches Wort durch Beispiele belegt. Dazu verstieg sich einer der beiden Befürworter der Sprachvermischung in die Aussage, es gäbe neben zu vielen englischen Ausdrücken, besonders aus dem Bereich Informatik, gar keine deutsche Entsprechung. Dazu nannte er Computer, Hardware, Software, Fax und Feature. Freilich eine unhaltbare Aussage, die nicht richtiger dadurch wird, dass sie von den Befürwortern des Globalisierungs-Denglisch immer wieder vorgebracht wird. Zunächst gehört «Fax» gar nicht in diese Reihe, denn es ist kein Anglizismus, sondern ein Kunstwort, verkürzt aus «Telefax», das wiederum gebildet wurde aus «Faksimile» und «tele» – es gibt also keinen Grund, es durch das umständliche «Fernbild» zu ersetzen, wie manche Sprachpuristen es fordern.

Ganz anders der «Computer», er ist natürlich dasselbe wie der Rechner, und zwar sehr genau. Die Bedeutungserweiterung (z.B. auf Textverarbeitung) hat sich sowohl im Englischen wie im Deutschen vollzogen. Und ausserdem ist ein elektronischer Rechner zuerst von Konrad Zuse in Deutschland gebaut worden, schon in den Jahren 1936–41. Auch für «software», «hardware» und «feature» gibt es deutsche Entsprechungen, Hilfe bietet die VDS-Anglizistenliste, nur muss man sie auch verwenden – dass es auch ohne die englischen Wörter geht, beweisen uns die Franzosen mit «ordinateur», «logiciel» und «matériel» für «Computer, Software und Hardware», Ein Anrufer aus Frankreich lieferte die Erklärung, warum «e-mail» auf französisch «courriel» heisst, es ist eine Neuprägung aus «courier» (Post) und «électronique», offenbar nach dem gleichen Bildungsgesetz wie für «logiciel» und «matériel». Warum also müssen sich die Deutschen mit «ii-maeil» den Mund verbiegen, wenn sie «Netzpost» sagen könnten?

Diese Frage beantwortete der Anrufer aus Frankreich mit der Aussage, dass sich die französische Zunge schwerer damit täte, englische Laute zu produzieren als die deutsche. Eine Aussage, die schwer nachzuvollziehen ist, wenn man weiss, wie schwer sich das deutsche Organ mit dem «th», dem englischen «R» (mit Ausnahme der Siegerländer und Nordhessen) und den «Mischvokalen» tut. Nein, da sollen sich Soziologen, Historiker und Linguisten etwas Besseres einfallen lassen. Die Scham über den angezettelten Krieg und den Holocaust allein kann es wohl nicht sein, dann dürfte es in der Schweiz keine Anglizismenschwemme geben; doch sie gibt es und steht der deutschen um nichts nach. Für die beiden Länder – wahrscheinlich auch für Österreich – muss deshalb auch nach unterschiedlichen Gründen gesucht werden. Für alle drei trifft zu, wie H. Murena vermutete, dass sie in der Mitte Europas liegen,

von Kreuzwegen durchzogen, nicht als Zentralstaat organisiert und von jeher den unterschiedlichsten Spracheinflüssen ausgesetzt. Schon gar nicht kann man das Argument mancher Werbe- und Marketingstrategen unwidersprochen lassen, dass die englische Sprache kürzer und prägnanter, der deutschen eben überlegen sei. Dieser Aspekt kam in dem Forum leider nicht zur Sprache, auch fehlt er in meinem Beitrag – aber in beiden Fällen gewiss nicht aus Furcht, gegen die «political correctness» zu verstossen. Ich halte es mit dem Grazer Professor Sornig, der auf der Gründungstagung des «Netzwerkes Deutsche Sprache» in Graz 1999 schonungslos auch die Schwächen der englischen Sprache aufdeckte, z.B. die archaische Schreibung, die eine «Weltsprache» sicher nicht verdient. Ich wünschte mir mehr Courage der Linguisten in den Reihen der Sprachschützer, auch diesen Aspekt anzusprechen. Aus meinem langjährigen Engagement als Ingenieur in der europäischen und internationalen Normung habe ich die Erfahrung gewonnen, dass die deutsche Sprache zumindest in ihrer Fähigkeit, schwierige technische Zusammenhänge präzise zu beschreiben, unübertroffen ist.

Sehr instruktiv im Forum war der Teil, der sich mit der Häufigkeit der im Umlauf befindlichen Anglizismen beschäftigte. Von H. Murena wurde sie mit rund 5'000 beziffert, also mit der Zahl von 5'730 Einträgen in der VDS-Anglizistenliste in Einklang steht. Dem gegenüber stehe ein Gesamtwortschatz der deutschen Sprache von ca. einer halben Million Wörter, von denen der durchschnittlich gebildete Bürger jedoch nur etwa 20'000 gebrauche, Goethes gesammelte Werke enthielten gegen 90'000 Wörter. **Vor diesem Hintergrund lässt sich die abwiegerische Einschätzung der Bedrohung der deutschen Sprache mancher Sprachwissenschaftler, besonders der Repräsentanten der etablierten Sprachgesellschaften, nicht mehr verstehen.** Denn wenn man vorsichtig schätzt, dass nur zirka die Hälfte der im Umlauf befindlichen Anglizismen auch schon häufig gebraucht werden und diese Zahl dann auf die 20'000 Wörter der Umgangssprache bezieht, ergibt sich bereits ein Anglizismenanteil von 12,5%! Es wäre zu begrüssen, wenn die Statistiker zu diesem Thema fundierte Zahlen beitragen würden. Doch die so abgeleitete Zahl von 12,5% allein zeigt, dass die Frage, die dem Forum vorangestellt war, «Anglizismen – der Untergang der Deutschen Sprache?» nicht von ungefähr gestellt worden ist.

Gerhard H. Junker, Friedrichshafen

(pz) Das persönliche Zeugnis meines deutschen Sprachfreundes stützt sich auf die Verhältnisse in unserem Nachbarland. Den schweizerischen sind sie oft gleich oder doch sehr ähnlich. Die Schlüsse und Beurteilungen des Autors gelten meistens auch für die Schweiz – die Amerikanisierung der Sprachen macht nicht Halt an den Landesgrenzen.

(skd) Wer sich für einen Mitschnitt der Sendung interessiert, melde sich bei der Redaktion SKD, mit Leerkassette 60 Min. und adressierter, ausreichend frankierter, stabiler Verpackungshülle.

Anglizismen beeinflussen den Sprachgebrauch

Es wird uns vielfach nicht bewusst, dass die Übernahme von Anglizismen und ihre nachfolgende «Eindeutschung» unseren Sprachgebrauch nachhaltig beeinflussen.

Die oft strapazierte Redewendung «es macht Sinn» ist ein eingedeutschter Anglizismus. «It makes sense» ist das Original, das Wort für Wort übersetzt wurde. Dabei wurde «vergessen», dass es im Deutschen «das ist sinnvoll» oder «das ist sinnlos» heisst, denn Sinn wird nicht «gemacht».

Auch manche Worte werden mit einem im Deutschen falschen Wortsinn übernommen. Sehr oft liest man von einer Agenda, wenn die Tagesordnung gemeint ist. Laut Deutschem Wörterbuch Bd. 8 von E. Brenner, Verlag Leitner, Wels, 1949, heisst Agenda Schreibtisch, Werkbuch; weiters findet sich die Agenda = Gottesdienstordnung.

Administration wird immer mehr schlechter Sprachgebrauch, wenn die Regierung gemeint ist. Im Amerikanischen ist die Busch Administration die Regierung Busch. Administration bedeutet in Deutschen Verwaltung und ist damit ganz etwas anderes als Regierung. Beispiele für sinnändernde und entbehrliche Anglizismen.

Vielen Zeitgenossen sind diese Tatsachen überhaupt nicht bekannt und sie übernehmen diese Anglizismen von «Bildungsanstalten» wie Rundfunk und Fernsehen einfach kritiklos.

Ganz grässlich sind Wortverbindungen mit englischen Zeitwörtern. Download ist ein solches. Ich las unlängst: '...wenn Sie dieses Musikstück downgeloadet haben...'. Oder «hier ist ihr Download». Bastarde aus deutscher Biegung und englischem Grundwort oder ein englisches Zeitwort als «deutsches» Hauptwort verunstaltet – ein Kauderwelsch, das immer unverständlicher wird.

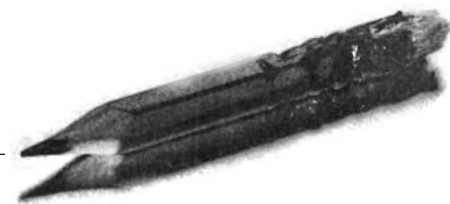
Einmal mehr sei es gesagt: ja zum Erlernen einer Fremdsprache, vorzugsweise Englisch. Aber aller Widerstand gegen ein Mischmasch aus deutschen und englischen Brocken, wie es Medien und Werbewirtschaft verwenden zu müssen glauben.

Auch hier: Bewusstmachen von Bedeutung, Inhalt, Schönheit und Treffsicherheit unserer Sprache ist die wesentliche kulturpolitische Aufgabe, der sich endlich auch Bildungseinrichtungen und staatliche Organe widmen sollten.

o. Univ.-Prof. Dr. Werner Pfannhauser

Unsere Muttersprache in Österreich, Zeitung, Nr 1/März 2004

(skd) Der Autor ist Obmann der Interessengemeinschaft Muttersprache, Graz, und gab wesentliche Impulse zur Gründung des Netzwerkes Deutsche Sprache (Erklärung von Graz 1999)



Deutsch und denglisch gesagt

Und wieder sind sie am Werk, unermüdlich, die Sprachveränderer. Die deutschsprachigen Zeitungen berichten jetzt über E-VOTING, seltener von elektronischer Stimmabgabe oder Abstimmung. «Voten» taucht bereits auf. Die Welschen schreiben votation électronique und voter. Wie lange dauert es, bis wir die deutsche Bezeichnung (fast) nicht mehr gebrauchen? Wenigstens verfügten dann die Sprachbeobachter über neues Zahlenmaterial und im Wörterbuch fände sich bald ein neues «deutsches» Wort (eb).

Mein geliebtes Deutsch

Freundliche und böse Äusserungen über die deutsche Sprache von Goethe und anderen

(1) Schwierig und hässlich

Deutsch gehört nicht zu den beliebten Sprachen. Die meisten Ausländer finden es schwierig und hässlich. Das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim hat im Frühjahr 2002 eine Tagung unter dem Titel «Deutsch von aussen» durchgeführt und die ausländischen Teilnehmer gebeten, über Urteile zu berichten, die in ihren Ländern über die deutsche Sprache kursieren. Dabei wurde bekannt: 1. Die Spanier finden Deutsch «trocken und kalt» und verweisen gern auf ein berühmtes Wort Karls V., der Deutsch nur mit den Pferden sprechen wollte. In Italien wird Deutsch als «unschön, hart und unmelodisch» eingeschätzt. 3. Sprachkundigen Franzosen fällt meist das Wort «Achtung» ein, wenn sie sich zur deutschen Sprache äussern sollen. Sie benutzen es da, wo wir «Vorsicht» sagen würden. Natürlich haben Sie schlechte Erinnerungen an die Zeit, als sie unter der botte allemande – unter dem Nagelstiefel der deutschen Besatzer – lebten. Deutsch hört sich für einige von ihnen an wie «gebellt und gespuckt». 4. Die Polen finden die deutsche Sprache «herrisch, laut und kläffend»... 5. die Finnen «hässlich und aggressiv»... 6. die Türken «schneidig, forsch und zackig»... 7. die Japaner «militärisch, eckig und langweilig». 8. Schliesslich gab es jemanden, der den Klang des Deutschen mit einem «Röcheln» bzw. mit dem «Gurgeln eines Ausflussrohrs» verglich.

Ich möchte Sie mit einigen Texten bekannt machen – älteren zumeist, vom 16. bis 19. Jahrhundert – in denen es um die rauhe Schönheit, die Vielfalt, die Brauchbarkeit und Nützlichkeit, die derbe Anschaulichkeit oder gar die «Duchsichtigkeit» der deutschen Sprache geht. Wir werden dabei auf Auffassungen und Argumente stossen, die uns bekannt sind und denjenigen sehr ähneln, die wir heute im Dienste der Erhaltung der Muttersprache vorbringen. Wir werden auch sehen, dass die fremden Wörter, die in das Deutsche eingeschleust werden und der Widerstand dagegen eine uralte Angelegenheit sind. Seit dem Mittelalter beschäftigt das die Geister und Gemüter.

(2) Knarrender Laut, fliessende Süssigkeit und Fülle

Ich gebe Ihnen ein paar Beispiele, Auszüge aus älteren Texten, in denen viel Gutes und nur wenig Böses über die deutsche Sprache gesagt wird.

Zu den Textauszügen: Im Dienste bequemer Lesbarkeit wurden Auslassungen, Umstellungen und Zusammenziehungen – auch weit auseinander liegender Textteile – nicht kenntlich gemacht. Wortlaut und Schreibung sind dem heutigen Gebrauch angenähert worden. Texte enthalten nicht nur wertvolle Gedanken und Informationen, zumindest einige von ihnen – das ist mir sehr wichtig! – sind auch Zeugnisse für die Grossartigkeit der deutschen Sprache.

1641: Die Ausländer halten die Deutschen, was ihre Sprache betrifft, für grobe, brummende Leute, die mit rostigen Worten daher grummen und mit hartem, blinden Geläute von sich knarren. So ist die regende Lieblichkeit gleichfalls verstümpft, wann die deutschen Wörter verderbet, verkehret und durch den harten, groben Laut gestöcket und geblöcket sind.

Unsere deutsche Sprache ist weit, geräumig, tief, rein und herrlich, voll lieblicher Härte und fliessender Süssigkeit, voller Kunst und Geheimnis. Sie wird mitnichten schlumpsweis aus dem gemeinen Wind erschnappet

und wird all denen abhold werden, welche Klüglinge der Sprachen sich dünken und doch darin so bewandert sein wie der Esel auf der Lauten.

Zum Exempel nehme einer nur diese Wörter: Wasser, fliessen, Gesäusel, sanft, stille etc. Wie gleichsam wesentlich fleusst das Wasser mit stillem Gesäusel von unser Zungen! Wohlan, lasst uns ein Gegenexempel nehmen: Donner, brausen, Krachen, Blitz etc. Was bricht mächtiger zu uns herein als das Donnern, Krachen und Brausen? Was fleucht mit einer mehr erschreckenden Schnelligkeit dahin als der Blitz? SCHOTTELIUS

1782: Es ist mehr als zu wahr, dass die deutsche Sprache an Wohlklang und Sanftheit beinahe allen anderen europäischen nachsteht und dass sie insonderheit von der englischen an Kürze und Gedrungenheit, von der französischen an Tauglichkeit, Witz und Empfindung und von der italienischen an Geschmeidigkeit übertroffen werde. WIELAND

1846: Aus der Vielheit unserer Mundarten haben wir allmählich eine Sprache gewonnen, die ohne Pracht und Eitelkeit an schlichter Treue festhält. Oft hört man die deutsche Sprache ein durchsichtige nennen, und der Vorzug, manche ihrer Bildungen offen darzulegen, soll ihr auch billig eingeräumt bleiben. Jacob GRIMM

(3) Selbstverachtung und Fremdgierigkeit: Latein und Französisch als Sprache des Schwindels

Nun einige kritische Äusserungen über die geringe Sprachtreue der Deutschen.

1532: Was soll ich aber von diesen ungeduligen Eiferern sagen, welche nit wollen, dass man die Heilige Schrift verdeutschen soll? Das tun sie allein darumb, sie fürchten, ihr Unwissenheit komme an den Tag. Ja, nit anders tun auch diese Ärzte, besorgen vielleicht, ihr Beschiss, so sie nun lange Zeit mit dem Seich sehen betrieben haben, werde offenbar. FRIES

1697: Anitzo scheint es, dass der Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französisch sein Deutsches verderbet. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unsere junge Leute, so alles bei den Franzosen bewundert, haben einen Ekel der deutschen Sprach und Sitten angenommen. LEIBNIZ

Um 1800: Von den Deutschen haben wir gelernt, die eigene Sprache zu verachten. RIVAROL

1827: So kommen wir denn bei der zweiten Abteilung an, welche uns zu beweisen verspricht, dass wir nach unserer Sprache wenig fragen und sie oft unsere Sache nicht ist. Der Deutsche ist gegen keine Sprache so kalt als gegen seine eigene reiche. Jean PAUL

Um 2000: Es ist edler, die eigene Sprache zu verteidigen als die Deutsche Mark. Brigitte SAUZAY

(4) Deutsch als Sprache der Wissenschaft Dazu als Einleitung wiederum ein Textauszug des Arztes Laurentius Fries:

1532: Auch bedünkt mich deutsche Zung nit minder würdig, dass alle Ding darin beschrieben werden, denn Griechisch, He-

bräisch, Lateinisch, Italienisch, Hispanisch, Französisch, in welchen man doch gar alle Ding verdolmetschet findet. Soll unser Sprach minder sein? Nein! FRIES

1682: In Deutschland hat man annoch dem Latein zu viel, der Muttersprach zu wenig zugeschrieben. Die Gelehrten, indem sie fast nur Gelehrten schreiben, halten sich oft zu sehr in unbrauchbaren Dingen auf. Bei der ganzen Nation aber ist geschehen, dass diejenigen, so kein Latein gelernet, von der Wissenschaft gleichsam ausgeschlossen worden, also bei uns ein gewisser Geist und scharfsinnige Gedanken, ein reifes Urteil noch nicht bei den Leuten so gemein worden als wohl bei den Ausländern zu spüren. LEIBNIZ

1733: Ich habe gefunden, dass unsere Sprache zu Wissenschaften sich viel besser schickt als die lateinische und dass man in der deutschen Sprache vortragen kann, was im Lateinischen sehr barbarisch klinget. Über dieses erforderte es mein Zweck, dass auch andere meine Schriften lesen sollten, die nicht studieret und niemals Lateinisch gelernet haben. WOLFF

Die Grundgedanken zu Deutsch als Wissenschaftssprache – und das heisst vor allem: dessen Gebrauch anstelle von Latein – sind die folgenden: 1. Die ausländischen Gelehrten benutzen ebenfalls die Volkssprache: Die Franzosen Französisch, die Italiener Italienisch usw. 2. Deutsch eignet sich durchaus als Wissenschaftssprache, ja, ist dem Lateinischen darin überlegen. 3. Aus Gründen der Allgemeinverständlichkeit und um eine Absonderung der Wissenschaften von der Bevölkerung zu vermeiden, soll die deutsche Sprache benutzt werden.

Dass die Volkssprache, d. h. die deutsche Landessprache, sich im 18. Jahrhundert als Sprache der Wissenschaft durchsetzte, war auch ein «sozialer Sieg» über die «lateinkundige Kaste der Wissenden», die nun «ihrer sprachlich geschützten Exklusivität beraubt wurden». Die Benutzung der Volkssprache wurde ferner von Naturwissenschaftlern befürwortet, die praktisch denkende Handwerker und damit «Söhne des Volkes» waren. So hat es Jürgen Trabant, ein an der FU in Berlin lehrender Romanist, insbesondere für Italien gezeigt, wo – stärker als in Deutschland – die Abkehr vom Lateinischen auch eine Emanzipation von der Bevormundung durch die katholische Kirche war.

Heute wird die Vorherrschaft einer fremden Sprache in den Wissenschaften, nämlich des Englischen, auch deshalb kritisiert, weil das Erlernen dieser Sprache einen nicht unerheblichen Aufwand an Zeit und Energie bedeutet und Leuten mit nur geringer Sprachbegabung besondere Mühe abverlangt. Darunter leidet die wissenschaftliche Leistung, und man hat – halb im Scherz, halb im Ernst – gesagt: Während die Deutschen Englisch lernen, bereiten die Amerikaner ihren Nobelpreis vor. Im 16. Jahrhundert wurde ähnlich gedacht. Ein wichtiger Einwand gegen Griechisch und Latein als Sprache der Wissenschaften war auch damals der Zeitverlust beim Erlernen dieser Sprachen. Porto ferma opinione che lo studio della lingua greca e latina sia ragione dell' ignoranza. Auf deutsch: «Ich bin der Überzeugung, der Grund für die – d. h. unsere – Unwissenheit ist das Studium der griechischen und lateinischen Sprache.» Das schrieb 1542 der italienische Sprachgelehrte Sperone Speroni in seinem Werk Dialogo delle lingue. Der französische Dichter

und Schriftsteller Joachim du Bellay sagt ungefähr dasselbe in seiner 1549 veröffentlichten Schrift Défense et illustration de la langue française, einem Hauptwerk der französischen Sprachkritik. Bei ihm heisst es: Car si le temps que nous consumons à apprendre lesdites langues était employé à l' étude des sciences, la Nature, certes, n' est point devenue si brehaigne, qu' elle n' enfantât de notre temps des Platons et des Aristotes. Frei übersetzt lautet der altertümliche und unbequeme Text: «Wenn die Zeit, die wir auf das Erlernen besagter Sprachen – also von Griechisch und Latein – verschwenden, für das Studium der Wissenschaften aufgewandt würde, dann gäbe es in unserer Zeit einen neuen Platon und einen neuen Aristoteles.»

Das Argument der Zeitvergeudung beim Erwerb einer fremden Sprache, gilt nur bedingt für deutsche Wissenschaftler. Sie haben alle Englisch in der Schule gelernt. Aber der Zwang, bei der wissenschaftlichen Kommunikation – also für Veröffentlichungen, auf wissenschaftlichen Tagungen oder bei Vorträgen... d. h. als Schreiber, Sprecher oder Hörer – die englische Sprache zu benutzen, stellt eine Benachteiligung gegenüber den Wissenschaftlern dar, die Englisch als Muttersprache gebrauchen. Die Deutschen sind genauso gut, können das aber aufgrund sprachlicher Behinderungen nicht deutlich zeigen.

Auf den von Leibniz und von Wolf erwähnten Ausschluss der Bevölkerung von den Wissenschaften – und damit vom geistigen Fortschritt in einem ganz allgemeinen Sinne – geht Gerhard Stickel ein ([gew.] Leiter des IDS). Von der Volksferne der Wissenschaft, wie sie Leibniz getadelt hatte, schlägt Stickel sofort die Brücke zur Gegenwart, spricht von der Dominanz der «macdonaldisierten Trivialekultur», vom «sprachlichen Selbsthass» der Deutschen in der Nachkriegszeit und dann von der Vorherrschaft des Englischen in der wissenschaftlichen Kommunikation. Er beanstandet, dass der Gebrauch des Englischen «grosse Teile der Gesellschaft von der Teilhabe an Wissenschaft, die die Gesellschaft ja auch finanziell trägt, ausschliesst» und sieht die Gefahr, dass mit zunehmender Geltung bis hin zur ausschliesslichen Benutzung des Englischen als Fachsprache in den einzelnen Wissenschaften das Deutsche nur mehr für «nette Nebensächlichkeiten und den Feierabend» gebraucht wird.

(5) Die «stacheligen Regeln»

Zu den Schwierigkeiten der deutschen Sprache hat sich Jacob Grimm geäussert, der im Deutschen u. a. einen gewissen Zug zur Pedanterie sieht.

1847 Das Pedantische, glaube ich, würden die Deutschen zuerst erfunden haben. Kaum in einem andern Teil unsrer Grammtik würde, was ich hier tadle, greller hervortreten als in der Syntax. Es sei bloss erinnert an das Trennen des Hilfsworts vom dazugehörigen Partizip, was französischen Hörern den verzweifelnden Ausruf J'attends le verbe abnötigt. Man sollte auch meinen, eine ganze Zahl deutscher Zusammensetzungen seien bloss aus Trägheit entsprungen. Verba wie «aufnehmen», «wiedergeben», «niederschreiben» sind eben so wenig wahre Zusammensetzung, was sich augenblicklich bei der Umstellung «ich nehme auf», «gebe wieder», «schreibe nieder» zeigt. Zusammensetzung entspringt erst, wenn die Partikel untrennbar geworden ist, wie in «übersetzen». Jacob GRIMM

Jacob Grimm hat sicher Recht, wenn er an einige Verschlungenheiten der deutschen Grammatik und Syntax erinnert. Es gibt dornenreiche Pfade in der deutschen Grammatik. Betrachten einen Satz wie «Ich habe mich nach langem Überlegen und sorgfältiger Prüfung aller günstigen und widrigen Umstände, von denen auch mein Sohn mir einige nannte, entschlossen, ... (usw.)» Der Abstand zwischen «Ich habe mich» und «entschlossen», d. h. die überdehnte Satzklammer stellt eine erhebliche Schwierigkeit beim Erfassen eines deutschen Satzes dar. Das Verb, in dem die entscheidende Aussage steckt, wird in unserer Syntax dem Hörer oder Leser genüsslich vorenthalten und nachgerade triumphierend erst am Schluss preisgegeben. Es kann in anderen Sprachen nicht an der passenden Stelle in den Satz eingefügt werden. *J' attends le verbe!* – «Wann kommt das Verb?» ist sicher auch heute der Stossseufzer manches Dolmetschers. Die Franzosen sagen auch, in unseren deutschen Sätzen erscheine am Ende das Verb *comme un cri* – werde «hinausgeschrien». Zugunsten und zu Ehren der Endstellung des Verbums im deutschen Satz wäre allerdings zu sagen, dass das Ende eines Satzes den rhetorischen Höhepunkt – das Finale, die Pointe, das Endergebnis usw. – bedeutet. Dass im Deutschen das Verbum erst am Ende des Satzes auftaucht, heisst – durchaus einleuchtend –, die wichtige Sache wird am Schluss gesagt. Es gibt ausländische Kenner, die das für einen Vorzug der deutschen Sprache halten.

Nehmen wir andererseits Verben wie «durchschneiden» und «durchschnäiden», «untergraben» und «untergräben». «Er schnitt dem Schaf die Gurgel durch.»... «Damals durchschnitt ein schmaler Wasserlauf das Weideland.»... «Er hat den Mist untergegraben.»... «Die vielen Schnäpse haben sein Gesundheit untergraben.»... Mal wird die Partikel vom Verb getrennt, mal bleibt sie mit ihm verbunden. Das Partizip wird mit oder ohne «ge» gebildet. Der Unterschied liegt darin, ob es sich um eine «eigentliche» oder «übertragene» Bedeutung handelt – wirklich mit dem Messer durchtrennen für «durchschneiden» oder nur bildlich bei «durchschnäiden». Das kann an der Betonung erkannt werden, aber nur in der gesprochenen Sprache. Bei manchen Verben wie «durchlaufen» und «durchläufen», «überlaufen» neben «überläufen» wird zwar unterschiedlich betont, aber nicht einheitlich zwischen tatsächlicher und übertragener Bedeutung unterschieden. Da gibt es vertrackte und widersprüchliche Beispiele. «Die Talsperre ist übergelaufen» neben «Ronaldo hat Hamann überlaufen». Was ist eigentliche, was übertragene Bedeutung? Zumindest wäre zu bedenken, dass das Wasser der Talsperre keine Beine hat und nicht wirklich «läuft», der Fussballspieler jedoch läuft im eigentlichen Sinne... usw.

Schwierigkeiten gibt es schliesslich beim Infinitiv. Wo ist der Platz des «zu»? «Wir entschlossen uns, die Nacht durchzufahren» neben «Es blieb uns nichts anderes übrig, als die Stadt zu durchfahren». Richtig gefährlich wird es dann beim Plural im Deutschen. Die Zeichen für den Plural sind: der Umlaut, die Endungen -e, -en, -n, -er, -s oder gar nichts, d. h. in diesem letzten Fall erkenne ich den Plural nur am Artikel. In einer französischen Grammatik der deutschen Sprache finde ich immerhin neun Pluralklassen, für die Regeln aufgestellt werden können, dazu aber zahlreiche Ausnahmen. Da gibt es: der Vater – die Väter, aber: der Kater – die Kater (nicht: *Käter); der Strand – die Strände, aber: der Rand – die Ränder (nicht: *Rände); der Bau – die Bauten, aber: die Frau – die Frauen (nicht: *Frauten); die Frau – die Frauen, aber: die Sau – die Säue (neben: die Sauen im Sinne von «Wildschweine»); das Glas – die Gläser, aber: das Gas – die Gase (nicht: *Gäser)... usw.

Ich beende die Quälerei – nicht heiteren Gemüts, sondern besorgt. Diese schwierige Sprache muten wir Ausländern zu. Manche

schaffen es – wie halb scherzhaft berichtet wird – nur dank wiederholter Einnahme von Aspirin oder anderen schmerzdämpfenden Mitteln, dieses «germanische Latein» zu lernen. Dabei ist Deutsch schwieriger als Latein. Neben seinem mit dem Lateinischen durchaus vergleichbaren Formenreichtum hat es eine erheblich kompliziertere Syntax. Und es muss richtig ausgesprochen werden, was beim Lateinischen keine Rolle spielt. Eine korrekte Aussprache des Deutschen ist jedoch angestrengt zu üben und bereitet Mühe – insbesondere Sprechern aus romanischen Ländern, die die deutschen Konsonantenhäufungen nicht kennen und kein «h» und – ausser den Spaniern – kein «ch» haben.

Kein Zweifel, das Erlernen der deutschen Sprache erfordert beträchtliche intellektuelle Kräfte, aber es fördert sie auch. An französischen Gymnasien gelten die Deutschklassen als die Elite – ähnlich wie in der Vergangenheit die Schüler, die Griechisch lernten. Nebenbei: Die Deutschlehrer in Frankreich werden am wenigsten krank, viel seltener als die Lehrer für Philosophie. Das sind offenbar hartgesottene Burschen und kernige Frauen, die beim Umgang mit der schwierigen deutschen Sprache gestählt wurden – oder überhaupt seelisch und körperlich zäh genug waren, um ein Studium der deutschen Sprache zu beginnen und durchzuhalten. Deutschkenntnisse rufen Bewunderung hervor und verschaffen Ansehen. Der Erwerb der deutschen Sprache ist eine Leistung, auf die der jeweilige Ausländer stolz sein darf. Wir sollten das betonen und ansonsten darauf verweisen, dass grundsätzlich alle Sprachen mühsam erlernt werden – auch die Muttersprache, in der kein Meister vom Himmel fällt – und dass die anfängliche Leichtigkeit beim Erlernen der englischen Sprache nicht zum Massstab für andere Fremdsprachen gemacht werden darf.

(6) Mein geliebtes Deutsch

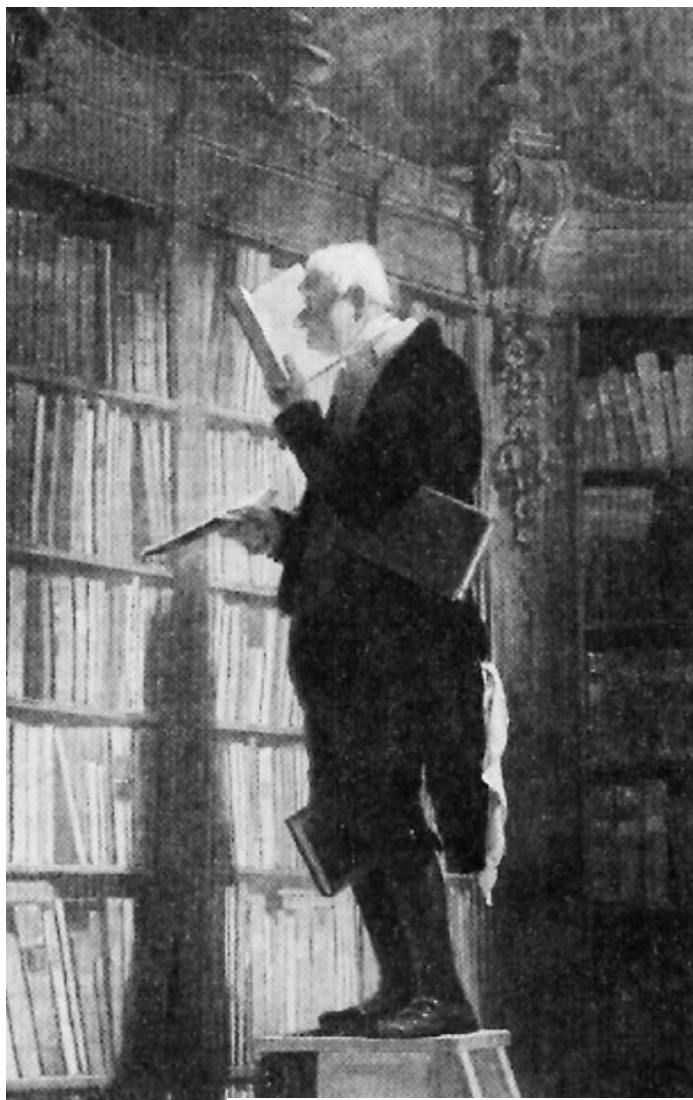
Der französische Botschafter Claude Martin erklärte auf einer deutsch-französischen Veranstaltung im Mai des vergangenen Jahres in Mainz: *L'allemand est une des plus belles langues du monde* – «Deutsch ist eine der schönsten Sprachen der Welt.» Es klang aufrichtig und nur ein bisschen wie ein artiges Kompliment an den Gastgeber. Die freundlichen Äusserungen des argentinischen Schriftstellers Jorge Luis Borges über die deutsche Sprache sind mehrfach in Texten und Dokumenten des Vereins Deutsche Sprache abgedruckt worden: *Pero a tí, dulce lengua de Alemania, / Te he elegido y buscado, solitario / A través de vigiliás...* – «Dich aber, süsse Sprache Deutschlands, / Dich habe ich erwählt und gesucht, einsam, / In Nachtwachen...». Die Zarin Katharina, eine deutsche Prinzessin, deren Muttersprache Deutsch war, sah in der russischen Sprache die «Kraft» des Deutschen mit dem «Wohlklang» des Italienischen vereint. In der italienischen Tageszeitung *Corriere della sera* war im Juli 2000 vom Deutschen die Rede als einer *lingua caldissima e omerica* – recht frei übersetzt: einer «prallen, lebensvollen Sprache» –, in der

ständig neue Wörter und Begriffe gebildet werden können. Der englische Schriftsteller Thomas Carlyle fand das Deutsche «edel» – was immer das sein mag, sicher nichts Schlechtes. Und die französischen Sprachstreiter, die wir im Dezember 2000 in Paris besuchten und die selbstbewusst die *clarté*, die «Klarheit» des Französischen, hervorhoben, billigten der deutschen Sprache immerhin *précision* zu, also Genauigkeit und Deutlichkeit.

Das Lob von Ausländern tut uns gut und wird uns in unseren Bemühungen um die Erhaltung der Muttersprache bestätigen. Die stärkste Triebfeder dazu wird bei den meisten jedoch eine tiefsitzende gefühlsmässige Bindung an die eigene Sprache sein. Ich hoffe, Sie betrachten es nicht als Abkehr von den guten Sitten und als Gemütsaufwallung am falschen Ort, wenn ich gegen Ende meiner Ausführungen meine – und sicher auch Ihre – affektive Bindung an die deutsche Sprache erwähne. Sie ist mein geliebtes Deutsch – und damit bin ich endlich bei Goethe angelangt, den ich im Titel meines Vortrags genannt habe. Es ziert ja den Redner in Deutschland, wenn er sich wenigstens einmal auf Goethe beruft – möglichst auf den Faust. Das habe ich getan. Für lateinische Sprüche oder Ausdrücke, die eigentlich auch in einem guten deutschen Vortrag vorkommen sollen, fand ich leider keine Anknüpfung.

Im Faust, in der Szene «Studierzimmer» heisst es:

1808: Wir sehnen uns nach Offenbarung, / Die nirgends würdiger und schöner brennt / Als in dem Neuen Testament. / Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen, / Mit redlichem Gefühl einmal / das heilige Original / In mein geliebtes Deutsch zu übertragen. GOETHE



Der «Bücherwurm» von Carl Spitzweg

Gegen diese schönen Verse ist nichts zu sagen. Alles richtig! Am besten gefallen mir jedoch die Worte eines alten Handwerkers, der im wilhelminischen Deutschland mehrfach im Gefängnis sass und sich durch eine Verzweiflungstat einen Personalausweis beschaffen will. Er stammte aus Tilsit und sprach eigent-

lich ostpreussisch. In einem berühmten Theaterstück spricht er berlinerisch.

1931: OBERWACHTMEISTER: Da möchte ich nun wirklich wissen, warum Sie wieder nach Deutschland zurückgekommen sind. – VOIGT: Ick habe mir heimjeseht. Da unten, da sinse janz anders, und da redense ooch janz anders. Und da hat nu schliesslich der Mensch seine Muttersprache, und wenn er nischt hat, dann hat er die immer noch. ZUCKMAYER

(7) Das einigende Band der Sprache

Damit komme ich zum Ende meiner Ausführungen. Ich hätte noch reden müssen über Sprachpflege und Sprachpflieger des 19. Jahrhunderts vor und nach Jacob Grimm und über freundliche und unfreundliche Äusserungen über die deutsche Sprache von den 30er Jahren bis heute. Also über Turnvater Jahn, der so schöne Ausdrücke wie «Vorhehalte», «Schwungstemme» oder «Stützfelge vorlings rückwärts» – volkstümlich «Bauchwelle» – erfunden hat. Auch über Campe, von Stephan, Dunger, Sarrazin, Engel...

Bei Justus Georg Schottel hiess es 1641 – also vor rund 360 Jahren –: «Unsere deutsche Sprache ist weit, geräumig, tief, rein und herrlich, voll lieblicher Härte und fließender Süssigkeit, voller Kunst und Geheimnis.» Dass sie wirklich «tief, herrlich, voll fließender Süssigkeit und Geheimnis» ist, kann ich eigentlich nicht nachweisen oder begründen. Ich kann davon auch niemanden überzeugen, der dem nicht selbst schon zustimmt. Hier wird aus einer grossen affektiven Nähe und aus einer starken Liebe heraus die Muttersprache gelobt. Ich bin einverstanden mit dem Lob und bestätige diese Liebe zur Muttersprache. Diese deutsche Sprache sitzt tief in mir, ist ein Stück von mir und von uns allen. Ein *destin collectif à partager*, wie der Schriftsteller Jorge Semprun sagt – unser gesamtes kollektives Schicksal, die gemeinsame Vergangenheit – von der Völkerwanderung bis zum Mauerfall, von der Wiedervereinigung bis zur Flukatastrophe in Dresden und an der Elbe –, aber auch meine eigene persönliche Lebensgeschichte steckt in dieser Sprache. Sie ist mein geliebtes Deutsch. Es tut mir weh, ich zucke zusammen, und es macht mich böse, wenn ich counter für «Schalter», sale für «Schlussverkauf», mailing für «Sendung» oder freecall für «gebührenfrei» lese – oder gar sagen soll. Ich bin verärgert und gekränkt, wenn es zum hässlichen Denglisch umgestaltet, von flinken Maulhelden und ahnungslosen Schwätzern zur Sau gemacht wird.

Die enge gefühlsmässige Bindung, diese Anhänglichkeit an die eigene Sprache, die ich nicht zu begründen und vor niemandem zu rechtfertigen brauche, ist auch Quelle von Empörung und Widerstand. Ich teile sie zugleich mit anderen Menschen, und das schafft Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit – schlechthin «Solidarität», wenn es gilt, die Muttersprache zu erhalten und zu retten. Daraus muss keine nationale Überheblichkeit, keine dumpfe Deutschtümelei entstehen. Wir treten für die eigene Sprache ein wie andere Völker auch: die Isländer, die Polen, die Franzosen, die Ungarn usw. Bert Brecht hat das sehr eindrucksvoll in seiner Kinderhymne ausgesprochen. In diesem Gedicht geht es um die Liebe zu Deutschland, also zum eigenen Land, von dem Brecht sagt: «Das Liebste mag's uns scheinen, / So wie andern Völkern ihrs.» Der Vers, in dem «ihrs» auf ein vorausgehendes «wir's» reimt, ist keine dichterische Spitzenleistung, aber der Gedanke ist schön und kann auf die eigene Sprache übertragen werden.

Fortsetzung auf Seite 8

Fortsetzung von Seite 7

Hier ein paar Zitate zur Sprache, die Gemeinsamkeit schafft:

1835 Le lien du langage est peut-être le plus fort et le plus durable qui puisse unir les hommes. DE TOCQUEVILLE

1846: «Allen edlen Völkern ist ihre Sprache ihr höchster Stolz und Hort gewesen. Wer nach jahrelangem Auswandern wieder den Boden seiner Heimat betritt, die mütterliche Erde küsst, in wessen Ohr die altgewohnten Laute dringen, der fühlt, was er entbehrt hatte und wie ganz er wieder geworden ist.» Jacob GRIMM

1998: La communauté de langue est l'un des éléments essentiels d'un lien social, d'un destin collectif à partager. SEMPRUN

Was Tocqueville, Grimm und Semprun sagen – zum Teil schwärmerisch und überschwenglich –, gilt nicht in allen Ländern gleichermaßen. Machen wir uns nichts vor: in Deutschland ist die Liebe und Treue zur eigenen Sprache schwach entwickelt. Etwa 56 Prozent der Menschen in Deutschland interessieren sich nicht für sprachliche Fragen. Dem steht jedoch entgegen, dass gegenwärtig etwa zwei Drittel der Sprecher die Anglisierung der Muttersprache ablehnen. Was sie wert ist, wird uns offenbar erst klar, wenn sie gefährdet oder einer Art von Beschädigung ausgesetzt ist, dass wir sie nicht wiedererkennen. Dann werden wir gewahr, dass sie unser geliebtes Deutsch ist.

Wie das an den Schluss eines deutschen Satzes gestellte Verbum eine Art rhetorischen Knaller darstellt und die wichtigste Information gewissermassen «hinausgeschrien» wird, müsste am Ende meiner Ausführungen auch ein finale furioso mit viel Blech und Paukenschlag oder so ähnlich kommen. Ich kann jedoch nur leise Töne bieten.

Johann Heinrich Faust – es gab ihn wirklich, er lebte etwa von 1480 bis 1540 in Süddeutschland –, hat für viele gesprochen. Wir freuen uns über seine Liebeserklärung an die deutsche Sprache. Aber die Aussage des stillen Schustergesellen aus Ostpreussen ist am Ende brauchbarer und wichtiger als die Worte des grossen Gelehrten, der mit den Elementen spekuliert und erkennen will, «was diese Welt im Innersten zusammenhält». Die eigene Sprache ist letztes, kostbares Gut, ein Stück Heimat für den, der im Ausland lebt. Zu Hause will ihn keiner haben. Er wird hin und hergestossen, von den Ämtern abgewiesen und landet im Knast, aber die Sprache bleibt für ihn ein Stück unantastbares und unbeschädigtes Deutschland, dem die Rauheiten und Ruppigkeiten des autoritätsgläubigen kaiserlichen Vaterlands nichts anhaben können. So macht der kleine Mann aus dem Volke die tiefere Aussage und sagt mehr als der berühmte Gelehrte Faust und die Geistesriesen Schottelius, Leibniz, Wieland, Grimm und die anderen, deren feierliche Aussprüche wir kennengelernt haben. Seine Anhänglichkeit an die Muttersprache hat sich bewährt. Sie wurde auf harte Proben gestellt, aber nicht erschüttert. Der Autor Zuckmayer schrieb diese Sätze übrigens vor seiner Flucht vor den Nazis in die U. S. A., wo er tatsächlich erfuhr, was es heisst, im Ausland zu leben und die eigene Sprache zu entbehren.

Weil die Worte des Schusters Wilhelm Voigt so schön sind und wir sie alle beherzigen sollten, wiederhole ich sie noch einmal: «Und da hat nu schliesslich der Mensch seine Muttersprache, und wenn er nischt hat, dann hat er die immer noch.»

Mehr ist nicht zu sagen.

Der Autor ist Romanist und lehrte an der Uni Göttingen.

Wollen wir dazulernen?

(me) Allmählich haben wir uns fast daran gewöhnt, dass die Konjunktion denn, die einen Hauptsatz einleitet, im Hochdeutschen – zum mindesten in der mündlichen Aussage – weitgehend durch das Bindewort weil ersetzt worden ist. Die Wortstellung folgt dann auch im Nebensatz dem Muster des Hauptsatzes und der Fremdsprachen. Denn gehört in der zeitgenössischen Umgangssprache zu den ausgestorbenen Wörtern weil, in unsern



Lehrer Lämpel aus Max und Moritz begleitet uns fortan zur Deutschstunde.

Mundarten verwenden wir es ohnehin nicht (!). Dafür macht sich neuerdings zur näheren Bezeichnung einer Sache eine Wendung breit, die an die Stelle von das heisst (d.h.) getreten ist. So hören wir etwa von Politikern oder Radio- und Fernsehkommentatoren: «Diese Angelegenheit verlangt eine genaue Überprüfung, sprich eine fachmännische Untersuchung.» Dieses Sprich ist auch in die Mundart eingedrungen, wo es wirklich als Fremdkörper wirkt. Welcher Deutschschweizer würde mit diesem Ausdruck jemand zum Reden bewegen wollen! Im weitem stört es mein – vielleicht veraltetes Sprachempfinden, dass heute sehr oft gesagt wird «das Erdbeben forderte leider Tausende Tote», statt, wie früher, «Tausende von Toten». An dieser Neuschöpfung ist für einmal nicht das Englische schuld, denn dort heisst es nach wie vor «thousands of victims».

Inseln der Sprache

Umgangssprachliche Redewendungen zeigen sich resistent gegen die Moden.

Unsere Alte Sprache wird von global nivelliertem Techno-Speak verdrängt, überall breiten sich die Anglizismen aus – so die gängige Befürchtung. Aber easy! Oder besser: gemacht! Das moderne Deutsch ist noch voll von Begriffen und stehenden Wendungen, aus denen der Staub alter Zeiten rieselt: Wenn wir ein Handy-Gespräch beenden, sagen wir weiterhin «ich häng dann auf», in vielen Dialekten «drehen» wir das Licht aus, auch wenn sich kaum noch jemand an die Drehschalter erinnern kann. Wer empört einen Leserbrief schreibt, «greift zur Feder», obwohl er höchstens Computermaus und Tastatur bedient. Und ein undurchschaubarer Mensch ist auch 2001 noch ein «Buch mit sieben Siegeln»; er wird nie zur «passwortgeschützten Festplatte». Denn in ihren Redewendungen und geflügelten Worten ist die Sprache enorm beharrlich. «Fest ist etwas, wenn es zum Bild erstarrt – und zwar inhaltlich wie formal», sagt Dieter Baer von der Duden-Redaktion.

Ergo werden wir noch lange «zu Kreuze kriechen» – mitsamt dem veralteten Dativ. Und wer Opfer einer der drohenden Personalabbau-Massnahmen wird, bekommt auch 2002 umgangssprachlich «den blauen Brief»; das ist «ein alter Hut», natürlich, denn Briefe in blauem Umschlag wurden im Preussen des 19. Jahrhunderts versandt, um Offiziere zu entlassen. Und so hält die Sprache in ihren Redewendungen selbst im engeren Technikbereich nicht mit der Entwicklung mit. Wohl leben wir mittlerweile im Zeitalter des Flachbildschirms, aber wir gucken immer noch «in die Röhre».

Facts Nr. 50/01, R. Pöhner und Th. Widmer

Voll und ganz

Wenn ein geneigter Leser sagt, Georges Simenon habe ganze 214 Romane geschrieben, impliziert die Formulierung, das sei eher wenig; fügt er bei, an einigen dieser Bücher habe der Autor volle zwei Tage gearbeitet, so meint der Satz, das sei eher viel. Die Worte sagen also just das Gegenteil dessen, was ihr Sprecher vermutlich meint: nämlich, dass 214 Bände für einen einzelnen Autor eher viel seien und zwei Tage zur Niederschrift eines Romans eher wenig. Nach Lehrbuch ist die Zuordnung eindeutig: «ganze» heisst so viel wie «nur», «volle» so viel wie «nicht weniger als».

Doch so klar die Regel, so inkonsequent ihre Anwendung, und dies nicht erst seit gestern. Schon der treffliche Walter Heuer, Verfasser des Klassikers «Richtiges Deutsch» sowie von Sprachglossen mit dem schönen Titel «Darf man so sagen?», beobachtete mit vernünftigem Grimm, wie «voll» und «ganz:» wild durcheinander gingen. Seither hat die Willkür weiter zugenommen und selbst vor den Spalten der NZZ nicht Halt gemacht; die zitierte Regel ist kaum mehr geläufig. Das aber gibt uns, da wir der Sprache und ihren Teilnehmern ja gern eine gewisse praktische Vernunft zugestehen, Anlass zur Frage nach dem Grund. Woher diese Resistenz gegen eine so einfache wie einleuchtende, gängige Sprachgefühl keineswegs drangsalierende Regel?

Die erste Erklärung ist die, dass der Mensch nach seiner Natur aller Erziehung widerstrebend begegnet. Wilhelm Buschs unsterblicher Vers «Also lautet ein Beschluss: Dass der Mensch was lernen muss» ist nicht zu trennen von Lehrer Lämpels schwerem Los: «Max und Moritz, diese beiden, mochten ihn darum nicht leiden.» Doch damit ist die Frage noch nicht ganz beantwortet. «Vermutlich hast du an dieser Kolumne wieder volle zehn Minuten gearbeitet, kann jemand, der nicht ahnt, wie kurios ich mich plage, ironisch zu mir sagen und dabei natürlich «ganze» meinen. Durch den fortgesetzten uneigentlichen Gebrauch aber werden viele Formulierungen so stark abgeschliffen oder aufpoliert (wie man's betrachtet), dass ihre ursprüngliche Intention allmählich verlorengeht. Die Wendung «Das schlägt dem Fass die Krone ins Gesicht» etwa, einst ein scherzhaftes Exempel für zu vermeidenden Metaphernsalat, ist auf dem besten Weg ins Standardrepertoire, bedeutet manchenorts also schon nichts anderes mehr als «Das schlägt dem Fass den Boden aus». Doch wie Goethes Maultier sucht die Verständigung im Nebel ihren Weg. Meist muss der Kontext ihn weisen. So auch im Beispiel, von dem wir ausgegangen sind: Wer nach dem Konzert erschöpft und entsprechend regelwidrig erzählt, Weberns Fünf Stücke op. 10 seien nach vollen vier Minuten überstanden gewesen, Mahlers Zweite dagegen habe ganze 80 Minuten gedauert, den versteht man schon richtig. Die Sprache hält es nun einmal wie wir: Sie tut nicht mehr, als sie muss. «Passt scho», sagt sie bei der ersten Gelegenheit.

Manfred Papst im NZZ Folio 3/02

Stets gut informiert über das (inter)nationale Sprachgeschehen «Deutsch»

<http://www.sprachkreis-deutsch.ch/>

Nutzen Sie unser kostenloses Informationsangebot. An Ihre Netzpostadresse senden wir einen Hinweis, wenn eine neue Nachricht bei uns im Netz steht – Klick, und Sie sind drin.

Zum Informationsangebot ist die (automatisierte) Anmeldung nötig. http://www.sprachkreis-deutsch.ch/kontakt_newsletter.php?ml_id=0&Language=German

Sprachkreis Deutsch (SKD) – ein Kurzporträt

Der aus der Bubenberg-Gesellschaft Bern hervorgegangene Sprachkreis Deutsch steht Frauen und Männern jeden Alters und Standes offen, die sich für eine lebendige und lebensfähige deutsche Sprache einsetzen wollen. Politisch und konfessionell neutral, bekennt sich der Sprachkreis Deutsch zum Sprachfrieden unter Wahrung des Territorialitätsprinzips. Der Sprach- und Bildungspolitik sowie dem Unterricht der Landessprachen gilt seine besondere Aufmerksamkeit.

Ziele

- für die Pflege von Hochdeutsch und Mundart
- für Deutsch als Landessprache und europäische Kultursprache
- für gute Kenntnisse der schweizerischen Landessprachen (als Grundlage für die gegenseitige Verständigung)
- für die sprachliche und kulturelle Vielfalt Europas
- für selbstbewussteres Deutsch gegenüber Amerikanismen (als Ergebnis verschiedener Modeströmungen und der Globalisierung)

Ein SAGENhaftes Buch

Alte Sagen neu erzählt – Freuen Sie sich, was 400 Kinder und Jugendliche der Schule Matten im Berner Oberland gesammelt, geschrieben und gezeichnet haben! Herausgekommen ist ein prächtiger Band mit CD, im Verlag Schläefli & Maurer AG, Interlaken. ISBN 3-85884-056-4, CHF 25. «Eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der Sprache ist der Schlüssel für eine erfolgreiche Zukunft» (zit. von der Buchhülle).

Verein

Kalender

- 30. Oktober, Kassel, Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache an Loriot
- 6. November, Zürich, STAB-Preisverleihung an Reiner Kunze
- 8. November, Gossau, Rechtschreibreform – Änderungen und kein Ende – wo stehen wir heute?
- 20. November, Burgdorf, 100 Jahre SVDS
- 24. November, Bern, Jahresversammlung SKD (statutarische Geschäfte), Hotel National, Singsaal 2. Stock, 15.30 bis 17 Uhr
- 2005, Januar, Mitteilungen 1/05 und Rechnungsversand Jahresbeitrag.

Mitarbeit: Der SKD hat sich der Arbeitsgemeinschaft «PARLEZ-VOUS SUISSE?» angeschlossen (Vorstellung in der nächsten Nummer). Insgesamt machen 19 schweizerische Organisationen mit.

Der SKD arbeitet mit dem Arbeitskreis Orthographie St. Gallen zusammen (Beiträge in dieser Nummer)

Der SKD pflegt Kontakte zur Forschungsgruppe deutsche Sprache <http://forschungsgruppe.free.fr/> Der SKD ist Mitglied des VDS-Arbeitskreises «Wörterliste», abrufbar unter <http://vds-ev.de/denglisch/anglizismen/> (fast 6000 Beiträge)

Die VDS-Anglizismenliste 2004 in Buchform, hrsg. von Gerhard H. Junker, in Verbindung mit dem VDS-Arbeitskreis «Wörterliste», IFB Verlag, Paderborn. ISBN 3-931263-47-9

Dank: Die Kassierin dankt für den Vorstand für den pünktlichen Zahlungseingang 2004 und die Spenden

Begrüssung: Aus der Werbeaktion im Frühsommer 2004 konnten wir 29 neue Mitglieder gewinnen und heissen sie herzlich willkommen.

Mitgliedsbeitrag 2005: Unverändert 40/60/100 CHF (Einzel/Paar/ Institution)